Zeitschrift: Schweizer Frauenblatt : Organ für Fraueninteressen und Frauenkultur

Herausgeber: Bund Schweizerischer Frauenvereine

Band: 4 (1922)

Heft: 48

Heft

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 15.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Schweizer Frauenblatt

Organ für Fraueninteressen und Frauenkultur

Erscheint jeden Samstag.

Abonnementspreis: Für die Schweiz: Jährlich Fr. 8.80, halbjährlich Fr. 4.40, vierteljährlich Fr. 2.20. Bei der Post bestellt 20 Cts. mehr. Für das Ausland wird das Porto zu obigen Preisen zugerechnet / Einzelnummer kostet 20 Cts.

Verlag und Expedition: Schweizer Frauenblatt A.-G., Aarau, Bahnhofstraße 43. / Telephon No. 61. / Postcheckkonto No. VI/1441.

Insertionspreise: Für die Schweiz: Die einspaltige Nonpareillezeile 30 Cts., Ausland 40 Cts. Reklamen: Schweiz Fr. 1.50, Ausland Fr. 2.— per Zeile. Chiffergebühr 50 Cts. Keine Verbindlichkeit für Plazierungsvorschriften der Inserate. / Inseratenschluß: Donnerstag Mittag.

Alleinige Annoncen-Annahme: Orell Füßli-Annoncen Zürich, „Zürcherhof", Sonnenquai 10 (beim Bellevueplatz) und deren Filialen in: Aarau, Basel, Bern, Chur, Luzern, St. Gallen, Solothurn, Genf, Lausanne, Neuchâtel etc.

Nr. 48 — Aarau, 2. Dezember 1922 — IV. Jahrgang

Aus dem Bündnerland.

Anläßlich der gemeinsamen Tagung der drei bündnerischen Gruppen der Neuen Helvetischen Gesellschaft Chur, Schiers und Davos, die am 12. Nov. im Großratssaal in Chur stattfand, kam das Thema „Die Frau im öffentlichen Leben" zur Behandlung. Neun protestantische und katholische Frauenvereine hatten die Einladung mitunterzeichnet, die Beteiligung war denn auch eine sehr große. Als Befürworterinnen des Vollbürgertums der Frau waren gewonnen worden: Frl. Dr. Grütter, Bern, die anläßlich der Generalversammlung der N. H. G. in Schinznach über dieses Thema gesprochen hatte, und Frau Dück-Tobler, St. Gallen. Als Vertreter der in Graubünden überaus großen Zahl der Frauenstimmrechtsgegner sprach Regens Dr. Gisler, vom Priesterseminar in Chur.

Frl. Dr. Grütter zeichnete klar und festumrissen den Werdegang der schweizerischen Frauenbewegung: „Was die Frauen dem öffentlichen Leben gegeben und was sie bis jetzt darin für sich gesucht haben." Vom ersten Kontakt der Frau mit der Oeffentlichkeit, vom ersten Wachwerden zur Zeit der Aufklärung, den ersten Frauenzimmervereinen zur Zeit Pestalozzis dem Förderer der weiblichen Schulbildung bis zur jetzigen Ausgestaltung der 6000 Frauenvereine der Schweiz, dem großen „katholischen Frauenbund" und unserm „Bund schweizerischer Frauenvereine". Sie schildert den ungeheuer langsamen und viel Zähigkeit und Geduld brauchenden Weg der „Petition", welcher bis zum Vollbürgertum der Frau die einzige Möglichkeit des „Bundes" ist, die eidgenössische Gesetzgebung im Sinne der Frauen zu beeinflussen. Die Meinung der Anhängerinnen des direkten Weges, des Frauenstimmrechts, wurde formuliert als: „Es genügt nicht, daß Tausende von Frauen in der Arbeit zu gunsten der Allgemeinheit stehen, und daß es Hunderttausende gibt, die sich jeder Pflichtleistung zu entziehen verstehen." Nicht mehr nur als Postulat der Gerechtigkeit, als letzte demokratische Konsequenz verlangen die Frauen das Vollbürgertum, sondern aus der Ueberzeugung heraus, daß es sich kein Staat mehr leisten kann, all die reichen, die männliche Auffassung ergänzenden weiblichen Kräfte brachliegen zu lassen." Es gebührt der Frau das Mitsprachrecht in allen Fragen der Fürsorge, in allen Fragen der erweiterten Hauswirtschaftlichkeit des Staates. Die Frau wird im Sozialstaat ihre spezifisch weiblichen Fähigkeiten zu schönster Entfaltung bringen und somit würde die Erteilung des Vollbürgertums nicht nur dem Staate, sondern den Frauen selber durch Vertiefung und Bereicherung ihres Lebens, den größten Vorteil bringen.

Frau Dück-Tobler knüpfte unmittelbar an das Gehörte an und führte uns mehr die praktische Seite der Frage vor Augen. Dies geschah in so überzeugter, von Herzen kommender und zu Herzen gehender Weise, daß oft tiefe Ergriffenheit alle Zuhörer packte. Denn bei uns in Graubünden herrscht zum Teil noch große Unkenntnis über Grund, Zweck und Ziel der Frauenbewegung und daher kommt die vielerorts rein instinktmäßige Ablehnung. Sie bot Aufklärung über alle die Punkte, wie:: Prozentuale Beteiligung der Frau in Gewerbe, Handel und Landwirtschaft, welche den Satz „Die Frau gehört ins Haus" ohne weiteres illusorisch macht: Dann die schlagenden Beweise, wie mühsam und fruchtlos der Weg der Petition ist, so daß das seit 26 Jahren immer und immer wieder verlangte Obligatorium des hauswirtschaftlichen Unterrichts, sowie die Petition, welche gleiche Behandlung männlicher und weiblicher Personen bei den Krankenkassen verlangt, erfolglos sind. Ferner die Rechtlosigkeit der Frau bei Abstimmung über das Alkoholgesetz; die Machtlosigkeit der Frau, wo das neue schweizerische Strafgesetz mit seinen Artikeln über die Sittlichkeit in Frage kommt. Ferner die empörende Tatsache der Herabsetzung des weiblichen Schutzalters auf 16 Jahre" usw.

Vielen unserer Zuhörer mag alles dies Neuland gewesen sein, und die schwerwiegenden Tatsachen verstärkt durch den wirklich feinen, gemäßigten und überzeugten Vortrag haben mancherorts alte Vorurteile zerstört.

Es mögen die Thesen von Regens Dr. Gisler folgen: Die volle bürgerliche Gleichberechtigung der Frau mit dem Manne lehnen wir ab aus folgenden Gründen:

Sie widerstreitet der Stellung der Frau gegenüber dem Manne, mit dem sie sozial nicht den gleichen Rang hat:

1. Die Natur der Familie verlangt von einem der Eltern einen sozialen Vorrang, dieser kann nur beim Manne sein.

2. Nach der heiligen Schrift ist der Mann das Haupt des Weibes.

3. Das gleiche lehren höhere Autoritäten: Aristoteles, Augustin, Thomas, Papst Leo XIII., Nietzsche.

4. Die Geschichte aller Zeiten und Völker.

Sie widerspricht der natürlichen Bestimmung der Frau:

1. Die Frau ist die Gehilfin, die Ergänzung und Freundin des Mannes.

2. Sie ist das Herz der Familie: a) als Mutter; b) als Pflegerin und Erzieherin der Kinder; c) als Hüterin des Herdes.

3. Die besondere Befähigung der Frau weise sie nicht auf die unmittelbare Besorgung der Staatsgeschäfte.

Sie widerspricht den Interessen der Frau selbst:

1. Ihrer Würde und Sittsamkeit.

2. Ihrem Einfluß auf den Mann.

Herr Regens Dr. Gisler war ein ebenbürtiger Gegner. Er vertrat seinen Standpunkt und seine **katholische** Auffassung markant und baute seinen Vortrag nach allen Gesetzen der Logik streng nach seinen Thesen auf.

Wie Hammerschläge fielen die Worte auf die Köpfe der versammelten Frauen: „Der Mann ist das Haupt des Weibes," — „Die Weiber sollen ihren Männern untertan sein," — „Das Weib hat zu schweigen in der Gemeinde, — „Der Mann sagt: „Ich will" — das Weib sagt: „Er will!" — „Der Mann trägt das Weib auf seinen Händen — oder er tritt es mit Füßen!" Es mögen darauf einige persönliche Eindrücke der Berichterstatterin folgen, die auch in der „Bündnerin" erschienen sind.

Es ist für uns moderne Frauen nicht leicht, ohne Widerspruch die Argumente einer Weltanschauung über uns ergehen zu lassen, welche die kulturelle und menschliche Entwicklung von 2000 Jahren unberücksichtigt läßt. Und die Lobpreisungen der Tugenden der edlen Frauen als Gattinnen und Mütter, ihres herrlichen Arbeitsgebietes im Heime vermögen uns nicht zu beruhigen, angesichts der dann auch in der Diskussion zur Sprache gebrachten großen Schar „hauptloser" Frauen. Der Referent betont ausdrücklich, die Frau sei dem Manne kraft ihres Altruismus mindestens gleichwertig, aber wie aus den Thesen ersichtlich, spricht Bibel, Vernunft, Ueberlieferung, Interesse des weiblichen Geschlechts selbst dagegen.

Auch hier stoßen wir auf das Argument: „Es ist für die Frau zu schade, das Haus zu verlassen und sich in die Politik zu mischen; sie gehört ins Heim". Da müssen wir an die Tausende denken, die ihren ureigensten Beruf täglich verleugnen und in die abstumpfenden Betriebe der Fabriken und den verrohenden Kampf des Erwerbslebens gezwungen werden, ohne daß es den Männern einfiele, daß es schade sei für all' dies edle, feine und kostbare Gut an Frauenkraft und -tugend, das da unrettbar verloren geht.

Wenn wir aber beim Mutterberufe bleiben und annehmen, wir kommen dazu, ihn auszuüben (der geschätzte Herr Referent sprach nur von den Müttern, obwohl wir 1910 von 1,214,000 ehemündigen weiblichen Personen nur 624,000 Verheiratete zählen, 420,000 Ledige und 170,000 Verwitwete und Geschiedene), so stoßen wir immer und immer wieder darauf, daß die Frau im Interesse der Jugend, der Allgemeinheit, und nicht zuletzt um ihrer selbst willen, heraus muß aus den engen Schranken.

Und wiederum liegt es nur in der Hand einer mit der Zeit vorwärtsschreitenden, alles Weltgeschehen innerlich mitlebenden Mutter, mit ihren erwachsenden Kindern Schritt zu halten. Nein, wir dürfen uns auch in den reichen Zeiten der Mutterschaft nicht abschließen von der schlagenden Pulsader der Zeit und des öffentlichen Lebens, um unserer Kinder und unserer selbst willen, wir möchten den Weg nachher schwer oder gar nicht mehr finden.

Herr Regens Dr. Gisler beweist durch Hinweis auf die Tatsache, daß die erste weibliche Abgeordnete im Senat in Amerika bei der Beschlußfassung des Eingreifens von Amerika in den Krieg in Ohnmacht fiel, daß die Frau nicht fähig sei zur Politik, zur Entscheidung in wichtigen, ernsten Fragen. „Der Mann soll das Schwert führen."

Ganz fein replizierte darauf Frl. Dr. Grüter in ihrem Schlußwort: „Und wenn auch jene Amerikanerin nicht in Ohnmacht gefallen, sondern in Tränen ausgebrochen ist bei der Kriegserklärung, was bedeuten diese Tränen gegenüber den Strömen von Tränen, welche durch diesen Entscheid in all den kommenden Jahren bei Frauen und Männern entfesselt wurden?

Herr Dr. Gisler wandte sich im Laufe seines Vortrages auch gegen den von den Referentinnen erwähnten kommenden „Fürsorgestaat". Man solle nicht jeden Eidgenossen in Baumwolle packen und dadurch unselbständig und wehleidig machen." „Ferner solle möglichste Befreiung der Familie von der Staatsschule gefordert werden." Nun verstehen wir Frauen, die wir gerne an der Staatsgesundung mitarbeiten wollen, unter dem „Fürsorgestaat" etwas ganz anderes. Bis anhin war es das Los der Frauen zu helfen, zu salben und zu pflastern, wo Wege verschüttet, Wunden gerissen und Karren verfahren waren, ohne daß sie vor Entstehung der Uebel um ihre Meinung befragt worden wären. Spitäler, Irrenhäuser, Krüppelheime, Besserungsanstalten häufen sich immer mehr, als Zeugnisse der „steigenden Kultur", — der neue „Fürsorgestaat" aber soll kraft der Mithilfe der Frau „vorsorgen", nicht nachsorgen, vorsorgen, daß diese „Krücken", an denen die Menschheit hinkt, überflüssig werden — erst das ist „Fürsorge". Dazu aber bedarf es nicht nur eines frommen Gemütes und religiösen Sinnes, sondern Erkennen und Wissen. (Frauen- und Volksbildung.)

In der lebhaften Diskussion wurden durch Frau Dr. Casparis, Regierungsrat Michel, Großrat Schmid (dessen wertvolles Votum hoffentlich erscheinen wird, da in der Diskussion zu wenig Zeit war), Schönenberger, Frau Dr. v. Sprecher, Dr. Mohr, Frl. Eva Nadig, Pfarrer Martig und Herr Schwarz viele Punkte aufgegriffen und z. T. recht interessant ausgeführt. Auch Herr wieder ausgesprochene Anhänger des Frauenstimmrechts auf Frauen- und Männerseite, neben hartnäckigen, zum Teil mit Gemeinplätzen operierenden Gegnern. Wo die Gegnerschaft nicht auf so grundsätzlicher Weltanschauung fußt und die Begründung auf so edle Weise vorgebracht wird, wie bei Hrn. Dr. Gisler, sondern sehr durchsichtige Interessen dahinter stehen, wirkt sie direkt abstoßend.

Frau Dr. Dück erklärte dann in ihrem Schlußwort, daß die Frauenstimmrechtsfrage durchaus nicht konfessionell getrennt sei, da in England, Amerika und Ungarn große katholische Frauenstimmrechtsgruppen beständen, die unter erzbischöflichem Schutz sich befänden. Auch habe sich Papst Benedikt ausdrücklich zugunsten des Frauenstimmrechts geäußert.

Nach fast fünfstündiger Dauer fand die Tagung ihren Abschluß. Solche Aussprachen bedeuten viel im Leben einer Kleinstadt, und wir sind überzeugt, daß manche Anwesende ganz Neues gehört haben, darüber nachdenken und ihre Ansichten zugunsten der neuen Zeit korrigieren werden.

M. Tanner-Kronauer.

—o—

Zur Abstimmung vom 2./3. Dezember

Sozialversicherung und Vermögensabgabe.

J. M. Sozialversicherung und Vermögensabgabe werden von den Urhebern der Initiative mit Beharrlichkeit in einem direkten Zusammenhang gebracht, der aber nach dem Wortlaut des

Feuilleton.

Vertrieben.

7] Skizze von Johanna Siebel. (Nachdruck verboten.)

„Aber wir können es nicht ohne dich machen, Anna! Die Person, die ich zu den Kindern getan habe, vergeudet die Sachen. Sie versorgt die Kinder elend; keines kommt zu seinem Recht bei ihr. Das Marteli ist ganz hinfällig geworden! Solltest es sehen! Nicht wieder zu erkennen ist es!"

„Die Stadt wollte die Kinder rechtschaffen versorgen!" murmelte Anna mit versagender Stimme, „der Armenpfleger hat es mir doch versprochen, ganz fest hat er es mir versprochen!"

„Ich trenne mich aber nicht von meinen Kindern!" sagte der Mann und schaute finster vor sich hin, „zu mir gehören sie und bei mir bleiben sie. Und du gehörst auch zu uns, Anna!"

In seine schroffe Stimme kam ein weicher, bittender Klang; er streckte Anna die Hand hin: „Sag ja, daß du kommst!"

Verzweifelt schaute Anna auf den Mann, wie unbewußt glitten ihre Finger über die Narben in ihrem zarten Gesicht, hier eine und da eine — und da, und jede einzelne bedeutete lange Stunden der blutenden Not.

Sie schüttelte den Kopf: „Nein, ich komme nicht mit!"

Der Mann gab sich einen Ruck; er schien mit Gewalt an sich zu halten, seine Stimme war unterdrückt und hatte einen barschen Ton: „Anna, ich habe die wette Reise gemacht und habe beim Meister Geld geborgt, fünfzig Franken, um zu dir zu fahren. Ich habe den Bubi mitgebracht. — Anna, komm mit! Ich verspreche dir auch —"

Da schrie die Frau auf: „Versprich du doch nichts! Versprich du doch nichts! Jedes Wort ist ja eine Lüge. Du hast noch nie die Wahrheit gesagt! Es wird mir galliig bitter im Munde, wenn ich an deine Versprechungen denke!"

Wieder rückte der Mann an seiner Mütze; unbeholfen schob er die Schultern hin und her. Nach einer Weile sagte er: „Dann mußt du mit mir vor den Friedensrichter kommen! Der Meister will eine Bescheinigung haben, daß ich das Geld richtig für die Reise zu dir verwendet habe und will deine Unterschrift. Du sollst es mir auch vor dem Friedensrichter bezeugen, daß ich dich habe holen wollen und daß du nicht zurückkehren willst zu mir und den Kindern. Schwarz auf weiß muß ich das haben! „Er schaute mich an: „Kann die Anna abkommen, Madame?"

Ich nickte.

Anna wandte die bittenden Augen zu mir und ihre Worte zögerten: „Wollen Sie uns begleiten, Frau Doktor?"

„Wenn Sie es wünschen, gerne, Anna! Aber zuerst sollten Sie Ihrem Mann und dem Kleinen etwas zu essen geben!"

„Danke!" sagte der Mann, „wir haben schon Morgenessen gehabt; es braucht sich keiner Mühe zu machen!"

Seine Stimme klang rauh; ein unterdrückter Zorn zitterte darin. Die seinen, sich ringelnden Adern an seinen Schläfen traten ein wenig mehr hervor. Sonst machte er in seiner jungen schlanken Haltung eher einen sympathischen Eindruck. Seine Züge waren weich. Nur um die aufgeworfenen Lippen lauerte ein brutaler Zug. Er fuhr sich ein paar Mal hastig durch die dichten, leichtgewellten, blonden Haare. „Dann mach dich fertig, Anna!"

Der kleine Junge duckte sein Köpfchen an Annas Hand. Verlangend sah Anna auf ihn nieder und hob ihn alsdann auf den Arm. Sie trat zu mir hin, eine ergreifende Freude überschimmerte ihr armes Gesicht: „Ist er nicht lieb, Frau Doktor? Sag auch „Grüezi", Bubi! Gib auch schön 's Handli!"

Der Kleine legte verschämt das rosige Gesichtchen mit den lichthellen Haaren an die Wange seiner Mutter, dann reichte er mir schüchtern das runde weiche Händchen.

„Gelt, er ist ein Lieber, mein Bubi?" sagte Anna und nickte mir und dem Kinde mit heißen Augen zu.

„Vielleicht!" sagte der Mann und würgte hart an den folgenden Worten, „vielleicht — Bubi, bitt du die Mutter — vielleicht —"

Anna setzte den Knaben nieder; sie schattete die Augen: „Nein!" wimmerte sie, „nein, sag nichts! Um Gottes Barmherzigkeit willen, sag nichts! Ach! Ich habe es endlich gut hier, ich brauche endlich nicht mehr zu zittern bei Tag und bei Nacht. Und ob ich auch zugrunde gehe vor Sehnsucht nach dem Kinde, zu dir komme ich nicht zurück! Nie, nie!"

Rauh und gurgelnd stießen sich die letzten Worte vor.

Des Mannes Atem keuchte: „Ich will dir alles Geld geben, Anna, du kannst es dir selbst beim Meister holen; ich will nichts mehr in Händen halten. Ich will das liederliche Leben aufgeben, Anna, in jeder Beziehung. Bei Gott, diesmal stehe ich zu meinen Worten. In diesen Wochen habe ich gesehen, daß du mir die liebste bist, Anna, daß wir zusammen gehören! Ich will auch ins Blaue Kreuz eintreten! Ich will keinen Wein und keinen Schnaps mehr anrühren! Anna, wir gehen zugrunde, wenn du nicht mitkommst!"

Zitternd wandte sich der Mann an mich: „Madame!" bettelte er, „sagen Sie ihr ein Wort! Um der Kinder willen reden Sie zu ihr! Sie sind doch auch eine Mutter!"

„Anna muß selber wissen, was sie zu tun hat, Herr Wirz; Frauen wie sie müssen viel gelitten haben, ehe sie so hart werden gegen sich und andere." —

Anna strich mit flachen Händen die Haare nach hinten, immer wieder, immer wieder. Acht man sah ihr an, daß ihr Leib und Seele auf der Folter lagen.

Endlich sagte sie tonlos: „Wir wollen zum Friedensrichter gehen!"

Schweigsam machten wir uns fertig.

Einige Minuten später saßen wir in der Straßenbahn.

Der Mann mit dem kleinen Jungen in der einen Ecke, Anna und ich ihm gegenüber. Anna wagte den Jungen nicht anzusehen.

Der Mann ließ kein Auge von seiner Frau; immer weicher und beschwörender wurden seine Blicke. Anna schien ihre dringlich flehende Macht auch unter den gesenkten Lidern zu fühlen; zuweilen flog ein Zittern über sie hin. — Wir näherten uns dem Ziele.

Annas Atem ging schwer.

Der Mann beugte sich über den kleinen Jungen und flüsterte ihm etwas zu. Wieder und immer wi-

Da[illegible] nickte.

Dann nahm der Mann den Knaben in die

Volksbegehrens keineswegs besteht. Von Mauern, Wänden und Säulen schaut das eindrucksvolle Bild der verlassenen, sorgenvollen Greisin auf den Vorübergehenden; es trägt die Inschrift: „Wer die Alters- und Invalidenversicherung will, stimme für die Vermögensabgabe: Ja." — Derart wird der irrtümlichen Meinung gerufen, es sei die Initiative der unmittelbare Weg zur Sozialversicherung, es sei mit ihrer Annahme die Alters- und Invalidenversicherung gewährleistet, ja sogar beschlossen.

Dem ist aber nicht so!

Als Zweck der Vermögensabgabe wird in der Initiative genannt: „Dem Bund, den Kantonen und Gemeinden die Erfüllung der sozialen Aufgaben zu ermöglichen." — Soziale Aufgaben, das ist ein weiter, dehnbarer Begriff. Selbstverständlich umfaßt er auch die Sozialversicherung, dieses vom Schweizervolk so heiß ersehnte Werk. Allein gar nicht selbstverständlich ist es, daß nun die Alters-, Invaliden- u. Hinterbliebenenversicherung wirklich in erster Linie aus dem Ertrag der Vermögensabgabe finanziert würde. Hätten die Initianten diese Bindung gewollt, dann müßte dies in der Formel der Zweckbestimmung klar und deutlich zum Ausdruck kommen, dann müßte diese Formel heißen: „Der Bund erhebt die Vermögensabgabe, um die Durchführung der Alters-, Invaliden- und Hinterbliebenenversicherung zu ermöglichen." — So aber, wie die Initiative lautet, bleibt es einer späteren Willensäußerung des Volkes vorbehalten, den „genauen" Zweck der Vermögensabgabe zu bestimmen.

Wer bürgt nun dafür, daß im Falle der Annahme der Initiative nicht bald eine andere soziale Aufgabe in den Vordergrund träte? Etwa die Arbeitslosenfürsorge, die heute die schwierigste und größte aller sozialen Aufgaben von Bund, Kantonen und Gemeinden bedeutet, die schon eine halbe Milliarde verschlungen, und noch weit größere Opfer erforderte, wenn aus der Vermögensabgabe eine Verschärfung der industriellen Krise erwüchse.

Es ist eine bewußte Irreführung, wenn die Vermögensabgabe als direkte Voraussetzung der Sozialversicherung dargestellt wird.

Eine sicherer, für das Schweizervolk begehbarer Pfad zur Sozialversicherung ist bereits aufgetan: Es ist der Weg der Verfassungsvorlage über die Alters-, Invaliden- und Hinterbliebenenversicherung, der Vorlage, die in der Bundesversammlung in Behandlung steht und grundsätzlich bereits in beiden Räten angenommen ist. Nun gilt es nur noch die Frage des Zwischenstadiums der Altersfürsorge zu lösen. Ist auch darüber entschieden, dann wird die Vorlage in Bälde dem Volk zur Abstimmung unterbreitet. Hat es einen Sinn, bei diesem Stand der Dinge mit einem andern unklaren und unzweckmäßigen Vorschlag vor die Oeffentlichkeit zu treten? — Selbst dann, wenn die Vermögensabgabe zustande käme und das Volk ihren Ertrag voll und ganz für die Altersversicherung bestimmte, so wäre damit die dauernde Durchführung der Alters-, Invaliden- und Hinterbliebenenversicherung noch keineswegs gesichert, denn ein Fonds, der zum Teil aus Naturalabgaben mit wechselndem Zinsertrag bestünde, könnte niemals die wünschenswerte solide Grundlage der Sozialversicherung bilden. Der unsichere Weg über die Vermögensabgabe wäre zudem der längere Weg, weil er die Finanzierung erschwerte, anstatt sie zu vereinfachen.

Wer die Alters- und Invalidenversicherung will, stimmt gegen die Vermögensabgabe:

Nein!

—o—

Ausland.

(nn. 30. XI./1. XII. 22.) **Die Kongreßwahlen in den Vereinigten Staaten,**

auf die wir während des Jahres gelegentlich hinweisen mußten, weil sie ihren Schatten voraus warfen, d. h. weil ihre Eventualitäten Präsident Hardings Außenpolitik zum voraus beeinflußten, sind abgeschlossen. Das ganze Repräsentantenhaus (unserem Nationalrat entsprechend) war zu wählen und ein Drittel des Senats (Ständerat). Die neuen Zahlenverhältnisse, welche die Wahlen den beiden großen historischen Parteien der „Republikaner" und der „Demokraten" brachten, sind beachtenswert. Die Republikaner, welche vor zwei Jahren mit einem so gewaltigen Mehr ins Repräsentantenhaus einzogen, haben auch in den heutigen Wahlen noch die Mehrheit, aber gegen bisher ansehnlich vermindert, und ihr Verlust ist großenteils den Demokraten zum Gewinn geworden. In den Wahlen von 1920 gab die empfindliche öffentliche Meinung ihrem Unmut Ausdruck gegen den etwas starrköpfigen Doktrinarismus Wilsons, gegen sein allzu persönlich gewordenes Regiment und gegen die autokratische Zwängerei, womit er den Versailler Vertrag zusammt dem drüben viel kritisierten Völkerbund durchsetzen wollte. — Nun ist seit 1920 Präsident Harding an der Regierung gewesen. Es ist menschlich natürlich, daß auch er nicht alle Hoffnungen und Erwartungen befriedigen konnte. Und viele meinen, gerade durch sein fleißiges Bestreben, die Fehler Wilsons zu vermeiden, sei er in den entgegengesetzten Fehler gefallen. Er nahm zu viel Rücksichten, regierte gewissermaßen allzu konstitutionell. Er lehnte es auch entschieden ab, selber die Führung seiner Partei, der Republikaner, zu übernehmen, weil es ihm wider sein konstitutionelles Gewissen ging. Nun sind aber die politischen Parteien in den United States lange nicht so stramm organisiert wie etwa in England, und so kam es, daß die so große republikanische Mehrheit im Repräsentantenhaus sozusagen führerlos schiffte, worunter die Arbeit, die Geschäfte litten. Summa: Warf man Wilson seinen autokratischen Eigensinn vor, so vermissen heute viele bei Harding die zupackende Energie. — Abschließend kann von den heurigen Wahlen gesagt werden, daß sie das durch die vorigen Wahlen stark gestörte Gleichgewicht der Parteien wieder einem Ausgleich nahe brachten.

Zur Zeit weilt der „greise Tiger" Clémenceau drüben, um die Amerikaner von der unschuldvollen Friedensliebe des weder militaristischen noch imperialistischen Frankreich zu überzeugen. Man liest, daß seine Reden in Newyork gewaltigen Zustrom und Beifall gefunden, während die Regierung und maßgebende Politiker sich sehr kühl verhielten. Etwas mehr davon ein nächstes Mal.

Deutschland.

Der neue Kanzler Cuno hat sein Amt angetreten und sich mit seinem „Kabinett der Arbeit" dem Reichstag vorgestellt. Vorsichtigerweise ist mit Rücksicht auf den vielspältigen Reichstag ein Zutrauensvotum nicht verlangt worden. Cuno erklärte, daß er in der Reparationspolitik sich unbedingt auf den Boden der Note stelle, welche Kanzler Wirth noch unmittelbar vor seinem Rücktritt unter Zustimmung der gesamten „großen Koalition" an die Reparationskommission gerichtet hatte. Die Erklärung fand die Billigung der großen Mehrheit des Reichstages und aller Parteien, mit Ausnahme der Kommunisten.

Kanzler Cuno hat seine Laufbahn in Staatsämtern begonnen, dann, als Nachfolger des verstorbenen Ballin, die Leitung der einst so imponierenden Hapag (Hamburg-Amerika-Paketboot-Aktiengesellschaft) übernommen, und kehrt jetzt, mit 47 Jahren, in den Staatsdienst zurück. In seiner Erscheinung der vollendete vornehme, gewandte Weltmann bietet er äußerlich einen interessanten Gegensatz zu seinem biedern, behäbigen, gelegentlich etwas burschikosen Vorgänger Wirth. Von seiner Antrittsrede im Reichstag ist bemerkt worden, sie habe mehr an eine vornehm einfache Thronrede als an die Programmrede eines neuen Regierungspräsidenten erinnert. Cuno ist politisch ein noch ziemlich unbeschriebenes Blatt, gehört keiner Partei an, ist zur Zeit des von ihm mißbilligten Kapp-Putsches und wegen desselben aus der „deutschen Volkspartei" ausgetreten, hält also zur Republik, steht als Katholik dem Zentrum nahe, ohne ihm anzugehören. In seiner Ernennung und mit seinem Kabinett stellt er ein beachtenswertes politisches Novum dar.

Die Entwicklung des einst als Heil der Völker begrüßten und gepriesenen Parlamentarismus ist heuet nachgerade bei ausgesprochenen Ausartungen angelangt. In Deutschland, dessen parlamentarisches Regime noch so ganz jung ist, hat dasselbe gleich mit den Ausartungen angefangen. Da der Kanzler mit seinem Amt auch die Verantwortung aus der Hand des Staatspräsidenten übernimmt, so muß ihm konsequenterweise auch die Wahl seiner Mitarbeiter, die Bildung seines Kabinettes überlassen werden. Statt dessen maßten sich die Parteien im Reichstag nicht nur den Anspruch an, die Zahl ihrer Vertreter in der Regierung, sondern auch die Vertreter selber zu bezeichnen, wodurch das Ministerium der politische Markt- und Zankplatz der Parteien wurde. Nun hat Staatspräsident Ebert sich erlaubt, von dem Gewohnten abzugehen, indem er, dem Herkommen entgegen, den Kanzler diesmal nicht aus dem Reichstag und aus keiner seiner Parteien nahm. Entsprechend hat auch der Kanzler nicht bei den Parteihäuptern des Reichstages „antichambriert", sondern hat sein Kabinett frei aus tüchtigen Männern der Arbeit zusammengesucht. Freilich mit unendlichen Schwierigkeiten und unvollkommenem Erfolg. — Die große Erfahrung, der weite Blick, den Kanzler Cuno aus seiner bisherigen Stellung und Tätigkeit mitbringt, können höchst wertvolle Qualitäten für sein neues schweres Amt sein; anderseits wird der homo novus, der neue und neuartige Mann ohne Zweifel nicht zu unterschätzende Schwierigkeiten aus dem Reich des „Menschlichen und Allgemeinmenschlichen" zu überwinden haben.

Die nationale Renaissance der Türkei

ist im Zug. Die Reichsversammlung in Angora hat bekanntlich Mehmet VI. abgesetzt, als Sultan und als Kalifen. Der Abgesetzte floh auf englischem Schiff nach dem englischen Malta, wo der offenbar nicht zum Helden Geborene Muße haben wird, seinem passiven Widerstand weiter obzuliegen, wenn er nicht nachträglich etwa noch vorzieht, der Einladung des Araberkönigs von Englands Gnaden nach der heiligen Stadt Mekka zu folgen, und von dort aus sein Kalifat zu proklamieren. In Angora wählten sie indessen unbekümmert den Erbprinzen Medjid zum Sultan und Kalifen; der Gewählte nahm an und die mohammedanische Welt stimmt zu.

In Konstantinopel sei die Stimmung der nationalistisch erregten türkischen Bevölkerung fortdauernd explosiv. Die Fremden, Private, Kaufleute, Industrielle mit den Ihrigen verlassen zu Tausenden die Stadt und das türkische Gebiet, um Leben und Habe nach Möglichkeit in Sicherheit zu bringen. Der Statthalter von Angora, Refet Pascha, lebt in stetem Konflikt mit den Kommissären und Generälen der Entente, hebt heute diese, morgen jene, alte und neue Abmachungen und Verträge auf. Reklamationen fertige man in Angora mit Gegenreklamationen ab. Die Gesetze von Angora hätten für das ganze türkische Reich, auch für Konstantinopel zu gelten. Vereinbarungen und Verfügungen des abgesetzten Sultans hätten keine Kraft, Kapitulationen gäbe es nicht mehr, und die Fremden hätten sich nicht mehr in die innern Angelegenheiten des türkischen Reiches einzumischen.

Eine große Sorge beunruhigt in den Pausen die Alliierten an der Konferenz in Lausanne. Sie wissen, daß die Angora-Regierung zu einem endgültigen Schlag zur „Säuberung" Kleinasiens ausholen will, nach dem Worte Kemal Paschas: „Hinaus mit den Griechen aus Kleinasien!" Zu gegebener Zeit sollen alle nicht türkischen Frauen und Kinder restlos aus der Türkei ausgewiesen, die Männer von 18—45 Jahren in das türkische Heer gesteckt werden. Bekannte türkische Methoden, und diesmal gilt es die Herstellung einer reinnationalen Türkei. Die Alliierten wissen von dem Plan, ohne einzusehen, wie sie die Ausführung verhindern könnten.

Offiziell knackt

die Konferenz in Lausanne

in diesen Tagen an recht harten Nüssen, an Territorialfragen. Im Waffenstillstand von Mudania hat man den Türken die Rückgabe von Ostthrakien zugesichert mit der Maritza als Westgrenze. Heute greift Angoras Vertreter, Ismet Pascha, weiter. Er möchte nun auch Westthrakien und die Grenze von 1913 wieder haben. Zum mindesten aber fordert er noch einen Streifen auf der Westseite der Maritza, wo auch der Bahnhof von Hadrianopel liegt. Im übrigen Westthrakien solle dann eine Volksabstimmung über die Staatszugehörigkeit, Türkei oder Griechenland, entscheiden. Im weitern verlangt Ismet Pascha die türkische Souveränität über die z. T. ganz griechischen thrakischen Inseln Imbros, Lemnos, Tenedos, die wie Wachtposten vor dem Eingang in die Dardanellen liegen, und die Entfestigung, Entmilitarisierung der Kleinasien vorgelagerten griechischen Inseln Mytilene (Lesbos), Chios und Samos, auf daß sie nicht Sprungbretter der Griechen auf das türkische Kleinasien werden könnten.

Die wachsenden Ansprüche des Türken brachten dann die sonst meist unter sich verfeindeten Balkanbrüder zu einem Abwehrblock zusammen, wohl ein Werk des auferstandenen Kreters Venizelos. Wie ein Mann lehnten Rumänien, Jugoslavien (Großserbien), Bulgarien und Griechenland sich gegen jede neue Gebietsabtretung an die Türkei auf. Genug, meinen sie, daß wir den alten Feind nicht ganz über das Meer hinüber werfen können. Daß er uns wieder näher rücke, werden wir nie zugeben. Ismet Pascha war nicht wenig erstaunt über diese Unanimität, verfiel in klagenden Ton über einen neuen Feind, den man ihm an der Friedenskonferenz entgegenstelle und drohte mit Abreise. Es wurde ihm aber bald die tröstliche Freude zuteil, daß dem Block ein Riß drohte, wovon wohl noch zu sprechen sein wird. Entscheidungen sind noch nirgends gefallen.

Auch die russische Delegation hat sich nun in Lausanne eingestellt. Sie tritt Arm in Arm mit Angora auf und fordert kategorisch Beseitigung am ganzen Programm der Konferenz, nicht bloß bezüglich der Meerengen. Für alle Anwänder des Schwarzen Meeres und für Rußland vorab sei nichts gleichgültig, was mit der ihm benachbarten, befreundeten und verbündeten Türkei abgemacht würde. Die Konferenz lehnte ab, da Rußland mit dem Frieden von Sèvres, um dessen Revision es sich handle, nichts zu tun habe.

Verschiedenes.

Die politische Welt ist zurzeit wieder einmal recht unruhvoll. In Athen ist der Furor der nun regierenden Venizelisten in förmlichen Terror gefallen. Die Minister und Generäle König Konstantins wurden als Verantwortliche und Schuldige an Griechenlands Unglück vor Gericht gestellt und verurteilt. Und mit ungeduldiger Eile wurden letzten Dienstag Morgen fünf Minister und ein General erschossen, woraufhin die englische Regierung, die vor Ueberhastung und Hinrichtungen gewarnt hatte, zum Protest gegen solches Vorgehen ihren Gesandten abberief.

Durch Irland und England geht in diesen selben Tagen eine lebhafte Erregung, weil die Regierung des irischen Freistaates Erskine Childers, einen Engländer mit akademischer Bildung, Schriftsteller, Dichter, der sich mit ganzer Seele dem Kampf um die irische Republik hingegeben hatte, nach rigorosem gesetzlichem Recht verhaften, verurteilen und erschießen ließ.

In Paris und Berlin erregt man sich neuerdings um die vor der nahenden Brüsseler-Konferenz wieder aktuell werdenden Reparations- und Moratoriumsfragen, die bald genug Europa wieder in Atem halten werden.

Arme und stellte ihn vor Anna: „Nun sag's der Mama, Bubi, nun sag's ihr!"

Das Kind streckte seine Aermchen zu Anna empor: „Bitte, liebe Mama, mit nach Hause kommen, bitte, liebe Mama, mit nach Hause kommen!"

Tränen entstürzten Annas Augen. Ach! sie hätte ein Herz von Stein und nicht ihr weiches, vielgemartertes Herz haben müssen, wenn sie jetzt noch bitte widerstehen können!

Leidenschaftlich zog sie den Knaben an ihr Herz: „Ja doch, Bubi! Ja doch!"

Dann schaute sie mit ihren großen Augen unsicher nach mir; ein fernes, fernes Glück schimmerte in den traurigen Blicken: „Werden Sie es mir auch verzeihen können, Frau Doktor? Werden Sie mich nicht für eine ganz schwache, charakterlose Person halten?"

Ich streichelte ihr leise die Hände. Ach! Wer ist eine Frau und ist selber in Kämpfen gestanden, der Anna Wirz der Schwachheit zeihen möchte? Wer ist eine Mutter und hat selber am Kelche der bittersten Bitterkeiten getrunken, der die Schwäche von Anna Wirz nicht ihre Stärke nennen möchte?

Der schlanke blonde Mann atmete in tiefer Erlösung auf: „Gott sei Dank, Anna!" sagte er; und dann noch einmal: „Gott sei Dank, so wahr mir Gott helfe, dies will ich dir nie vergessen!"

(Schluß folgt.)

—o—

Ein „neuer" Roman Jeremias Gotthelfs.

Der Roman, dessen ersten Band uns der Verlag der neuen schweizerischen Gotthelf-Ausgabe, Eugen Rentsch in Erlenbach-Zürich, auf den Tisch legt, wurde vor mehr als 79 Jahren geschrieben. „Der Herr Esau" ist ein politischer Roman; als solcher ist er vom Verfasser zurückgehalten worden. Und wenn wir verwundern, daß ein fast 80 Jahre altes Werk heute, bei seiner Erstveröffentlichung, noch jung und frisch ist, und wirksamer als die „aktuellen" Bücher oder Kriegs- und Nachkriegszeit, so werden wir nicht weniger den Dichter darum bestaunen, daß er es über sich brachte, ein fertig ausgearbeitetes Werk gelassen der Oeffentlichkeit vorzuenthalten, auf die Früchte seiner Arbeit verzichtend, und sich sogleich einer neuen Dichtung zuzuwenden.

„Der Herr Esau" wurde im Jahr 1844 geschrieben, in einer Zeit politischer Wirren, in der Zeit des Kampfes zwischen Konservatismus und Radikalismus. In Gotthelfs ganzem Werk spricht sich die Abneigung gegen den neuen „Freisinn" aus, in mehr oder weniger humoristischer, mehr oder weniger scharfer Form.

In „Der Herr Esau" ist der Ausdruck dieser Abneigung ohne Bitterkeit, in robustem Humor gekleidet. Trotzdem hielt man es in Gotthelfs Umgebung für geraten, dem Dichter den Verzicht auf die Veröffentlichung des Werkes aus Gründen der Vorsicht nahezulegen, und der Pfarrer von Lützelflüh, der nicht nur auf seine Person, sondern auch auf sein Amt Rücksicht zu nehmen hatte, folgte diesem Rat.

Das Milieu, in das der Leser im ersten Bande geführt wird, ist das Haus des radikalen Berner Ratsherrn Esau. Herr Esau ist weder bedeutend noch wohlhabend, und er muß diese beiden Mängel fortwährend zu bemänteln suchen, um seine Stellung zu wahren. Er gehört zu jenen oft als Strohmänner vorgeschobenen, ideenarmen Politikern, die nie eine andere Meinung haben als die ihrer Partei, die von dieser Parteimeinung leben und zehren, niemandem von den Kollegen und Wählern auf die Füße treten und überall dabei sind, weil sie nicht Persönlichkeit genug haben, um irgend jemandem unbequem zu sein. Die Herren Esau leben zu allen Zeiten und in allen Lagern, und darum wird Herr Esau auch heute noch eine populäre Romanfigur werden. Sein nach außen ängstlich verkehrtes häusliches Budget-Elend ist ebenfalls ein bekanntes Uebel, das in Gotthelfs drastisch realistischer Schilderung mit der dazu gehörigen stets gereizten Hausfrau und den zuschußhungrigen Söhnen und Töchtern durchaus lebenswahr wirkt.

Dieser Herr Esau ist nun sehr besorgt darum, daß sich sein Sohn Jakob zeitig und geschickt an jene Kreise der Partei heranmache, die Stellungen, Aemter und reiche Erbtöchter zu vergeben haben. Er hat ihn deshalb mit großen Opfern zum „Schützenleutnant" avancieren lassen und wacht darüber, daß sich der junge Mann im Dienst auch an die bekömmlichste Gesellschaft halte. Der Vater hat sein wachsames Auge im besondern auf einen jungen Bauern gelenkt, den Sohn des reichen „Sime Sämeli" und Bruder zweier heiratsfähiger Großbauerntöchter. Ein Besuch bei „Sime Sämelis Sohn" wird eingefädelt. Wie sich der gutherzige, aber ungeschickte und in Unkenntnis des Landlebens und städtischem Vorurteil aufgewachsene Jakob in Züsiwyl einführt, ist ein Genrebild von übermütigem, derbem Humor und anschaulicher, lebendiger Begebenheitsschilderung, wie sie sich von deutschen Epikern nur Jeremias Gotthelf leisten kann. Die Erzählung von Jakobs Besuch bei Sime Sämelis Sohn zieht sich über fast 100 Seiten hin. Sie ist ein Prachtsstück von Anfang bis zu Ende. Zwei Welten, die städtische und die ländliche, treffen aufeinander. Der gutherzige Jakob mit seinen einengenden, etwas preziösen städtischen Sitten, die sich aber in ihm mit einem wahren Herzensanstand verbinden, sucht vergebens den Stacheldraht der bäuerlich selbstgerechten Härte, Ablehnung und Geringschätzung gegen den „Stadtfötzel" zu durchbrechen. Jedes Gespräch, jede Anknüpfung endet in einem Mißverständnis. Nur Sime Sämelis älteste Tochter, Anne Bäbeli, ist innerlich berührt von dem weichen und feinen Wesen des jungen Städters. Die beiden Schwestern, Züsi, robust, diesseitig, nur eine reiche Heirat erwünschend, Anne Bäbeli, spröd, verschämt, unverstanden von seiner Umgebung, mit einer rührenden Sehnsucht irgendwohin ins Land der Romantik, sind lebensvolle Kontrasttypen.

Bei der Heimfahrt von Züsiwyl hat Jakob ein merkwürdiges Erlebnis in der Post. Im Halbtraum hört er zwei Männer in verräterischer Weise über die radikale Partei reden. Ein- und aussteigen sieht er sie nicht; er hat mit Sime Sämelis Sohn den Abschied in einer Pinte gefeiert, und er ist nicht so ganz klar. Aber daß er ein wirkliches Gespräch gehört hat, daran glaubt er fest, und er macht seinem Vater Mitteilung davon. Wie nun der alte Esau aus diesem Postabenteuer eine große Sache zu machen sucht, bei der er sich doch einmal im Leben recht wichtig und im Mittelpunkt des Interesses fühlen kann, das ist mit des Meisters Vollbehagen, mit seinem Reichtum an Menschenkenntnis und Humor und auch mit etwas gutmütigem Spott auf eine Art von Leuten, die er gerne in das politisch gegnerische Lager versetzt, geschildert. Herr Esau blamiert sich aber mit Jakobs Traumerlebnis, für das die Nachforschungen bei der Post keine Anhaltspunkte ergeben, und muß noch froh sein, daß seine Ratskollegen von dem lächerlichen Irrtum keinen Gebrauch gegen ihn machen. Aber schon tauchen neue Sorgen an seinem väterlichen Horizont auf. Jakob will ans Schützenfest nach Chur; ehrenhalber müsse er hin, meint er, und weil ihn die Dienstkameraden und Freunde gar so gern dabei hätten. Nach einigem Parlamentieren gibt der Vater das nötige Reisegeld heraus; auch er hält es ja für vorteilhaft, wenn der Sohn bei solchen Anlässen nicht zurückbleibt. Jakob Esau möchte anstandshalber auch noch einem Freund und wahren Pumpgenie etwas für die Reise vorstrecken; dem Papa Ratsherrn wird es zwar sauer; aber man muß auch dieses Opfer den guten Beziehungen bringen, die für die Karriere nützlich sein können. Der also bedachte Freund ist Niggi Zu, den Gotthelf mit humoristischem Behagen als den Typus des großmauligen und schlauen Ausbeuters schildert. Das Schützenfest verläuft nun für Jakob Esau ganz anders, als er es sich vorgestellt hatte. Er, der Ratsherrensohn, den man nicht genug hatte zum Mitkommen bitten können, als es sich um das Teilen der Kosten handelte, wurde eine nebensächliche Person, ja ein überflüssiges Anhängsel, je weiter man sich von Herrn Esaus Machtsphäre entfernte. Zum Reden forderte man ihn nicht auf, als Quartier gab man ihm das allerordinärste bei einem Handwerker in der Hintergasse, wo er mit einem Kameraden das Bett teilen mußte und in dem Bett sogar Ungeziefer fand!

Die Etappen der Enttäuschung in Jakob Esau, die langsam sich entwickelnde Ernüchterung vom Erstaunen zur Gekränktheit, von der Gekränktheit zur Empörung, von der Empörung zur Bitterkeit und zum Abscheu vor dem ganzen Festbetrieb, das ist mit packender Ueberzeugungskraft beschrieben.

Psychologisches zur Frage der Vermögensabgabe.

Zum Besten, was wir über die Frage der Vermögensabgabe gelesen haben, gehört der Aufsatz, den Prof. Förster in der Nummer 1548 der N. Z. Z. veröffentlicht hat, weil er darin nicht die wirtschaftlichen, sondern die wohl wenig beachteten, aber so außerordentlich wichtigen, psychologischen Momente betrachtet. Er schreibt:

„Ich gehöre zu den unbedingten Gegnern derartiger Zwangsmaßnahmen. Vor dem Verdachte mangelnden Verständnisses für die Lage des Arbeiters fühle ich mich dabei sicher. Ich bin stets für das Recht des Arbeiters auf Sicherstellung eines menschenwürdigen Lebens und Alters eingetreten — ebenso nachdrücklich aber auch dafür, daß das Recht einer Gruppe nicht dadurch zur Geltung gebracht werden dürfe, daß man die Rechte anderer Gruppen forglos beiseite setzt und sich starr nur auf das eine Bedürfnis einstellt: Man kann nicht die eine Volksgruppe sicherstellen, indem man die andere in erhöhte Unsicherheit bringt. Bei solcher Art von Fürsorgepolitik wird auch die entscheidende Wahrheit vergessen, daß wirklich sozial nur diejenigen Maßnahmen wirken können, die nicht die Erwerbsfreude, die Wirtschaftsenergie und den Unternehmungsgeist der Geschäftswelt untergraben. So lange eben die Volkswirtschaft ganz auf dem Wagemut und der Energie der privaten Initiative beruht, muß man auf alle diejenigen sozialpolitischen Eingriffe verzichten, die jenen Hauptfaktoren der nationalen Wirtschaftsleistung die psychologische Triebkraft nehmen würden. Und jede solche Störung des Vertrauens auf die Rechtssicherheit des Arbeitsvertrages muß doppelt sorgfältig vermieden werden in einer Zeit, in der die allgemeine Unsicherheit der Weltverhältnisse die Unternehmungslust und den zuversichtlichen Einsatz der individuellen Kräfte wahrlich schon genug niederfällt. Selbst ein Sozialist müßte sich sagen, daß man auf dem Boden des privatwirtschaftlichen Systems nicht Experimente machen darf, die mit den psychologischen Bedingungen dieses Systems nicht vereinbar sind und die daher in letzter Konsequenz gerade den Existenzen gefährlich werden würden, für deren Lebenssicherung sie gewagt werden. Lamprecht hat in seiner deutschen Wirtschaftsgeschichte gezeigt, wie es das Bedürfnis nach Anreizung gesteigerter Arbeitsleistung beim Aufroden der Wildnis war, was das sogenannte „Rodrecht" schuf, das im Gegensatz zum mehr gemeinwirtschaftlichen Salrecht, ganz besondere Rechtssicherungen für die individuelle Mehrleistung vorsah und auch die Vererbung solchen Arbeitsertrages in höherem Maße sicherstellte. Den zutage tretenden Zusammenhang zwischen wirtschaftlicher Tatenlust und der Sicherstellung des individuellen Arbeitsertrages gegen jede Art von Konfiskation muß doch auch derjenige berücksichtigen, der an eine sozialistische Zukunft glaubt: Man kann sehr wohl dafür arbeiten, die privatkapitalistische Ordnung durch Gemeinbetrieb zu ersetzen, man kann aber nicht in das privatkapitalistische System plötzlich mit Maßnahmen einbrechen, die dessen eigentlichen Motor stillegen — das ist von Grund aus unwirtschaftlich und wird ja heute selbst von den russischen Machthabern als Irrweg erkannt. In diesem Sinne ist es ein ganz unhaltbarer Gedanke, einer bestimmten Volksschicht dadurch größere Sicherheit verschaffen zu wollen, daß man gerade diejenigen Kreise, von deren freudigem, seelischen und wirtschaftlichen Krafteinsatz die ganze Volkswirtschaft lebt, durch Experimente und Perspektiven kopfscheu macht, die dem ökonomischen Wagemut an die Wurzel gehen. Die Geschäftswelt, die heute schon schwer genug mit der gänzlichen Unsicherheit ihrer Produktionserträge und ihrer Reserven zu ringen hat, würde durch das Beschreiten solcher Wege in immer größere Nervosität versetzt und schließlich in die Versuchung gebracht werden, Länder mit größern Garantien für ihren Arbeitsertrag aufzusuchen. Es handelt sich hier um psychologische Imponderabilien, die nicht ungestraft ignoriert werden können.

Es gibt viele Wirtschaftsträger, die nicht sozial denken andererseits gibt es aber auch nur zu viele Sozialpolitiker, die nicht wirtschaftlich denken, wodurch der soziale Gedanke schwer kompromittiert und jene nationale Produktivkraft angerüttet wird, auf deren Leistung doch auch alle lebensfähige Sozialpolitik angewiesen ist. Alexander Herzen riet den sozialen Reformern, die neue Ordnung auch als ein „schützendes Dach für die Reichen" darzustellen, d. h. bei allem berechtigten Vorgehen gegen Riesenprofite dennoch „das Recht auf den vollen Arbeitsertrag" nicht nur beim Arbeiter anzuerkennen, sondern auch gegenüber dem Einsatz von Vermögen, Kraft und Geist auf seiten der jetzigen Wirtschaftsleiter. Nur dies ist wahre Sozialpolitik; alles andere ist Klassenpolitik und Klassenkampf und das Gegenbild des wahrhaft versöhnenden sozialen Geistes.

—o—

Aus den englischen Frauenzeitschriften,

vorab aus Womens Leader, erfährt man einiges Näheres über die englischen Parlamentswahlen. Zuerst die Feststellung: Gewählt sind nur zwei Frauen, und zwar Lady Astor und Mrs. Wintringham; die Meldung von der Wahl einer dritten Frau hat sich als ein Irrtum erwiesen. Lady Astor ist mit 13,924 und Frau Wintringham mit 11,609 Stimmen gewählt worden. Die sehr geringe Stimmenzahl ihrer Gegenkandidaten war die praktische Antwort der Wählerschaft, welche die gute Arbeit der Frauen im Parlament schätzen, an diejenigen, die den Wert dieser Arbeit immer noch bezweifeln.

Wenn man die Stimmen, die bei den Wahlen von 1918 für die Frauenkandidaten abgegeben wurden, vergleicht mit der Stimmenzahl der diesmaligen Wahlen, so darf füglich gesagt werden, daß die diesmaligen Stimmen diejenigen von 1918 durchschnittlich bedeutend übertreffen. Die höchsten Stimmenzahlen 1918 beliefen sich bei einer Kandidatin auf rund 8000, bei zwei auf 7000, bei einer auf 5000, dann 4000 und 3000, die übrigen 11 vermochten nur zwischen 2000 und 1000 Stimmen auf sich zu vereinigen. 1922 betrug die höchste Stimmenzahl (Miß Bondfield, Labour) 14,498, dann Lady Cooper mit 14,349, Lady Astor mit 13,924, Mrs. Wintringham 11,609, Lady Terrington 11,154, dann kamen 4 Kandidatinnen mit über 9000 Stimmen, 1 mit über 8000, drei mit über 7000, 5 mit über 6000 Stimmen, die übrigen 15 erhielten Stimmen zwischen 5000 und 300. Die Stimmabgabe hat sich also von einer Wahl zur andern ganz bedeutend gehoben. 1918 ist keine einzige Frau in das Parlament gewählt worden, Lady Astor und Mrs. Wintringham kamen erst durch Nachwahlen in das Parlament. Man hat aber trotzdem allen Grund, nicht allzu niedergeschlagen zu sein über die Tatsache, daß in den vier Jahren, seit die Frauen aus ihrer abjoluten Wahlunfähigkeit „befreit" wurden, nur die Sicherung von zwei Sitzen gelungen ist. Denn nach der Erteilung des allgemeinen Stimmrechts 1867 an die Städte und 1884 an die Landbezirke machte sich die Wirkung auf die Wahl der Kandidaten erst nach etwa 8 Jahren geltend, erst in diesem Jahre kam der erste Arbeitervertreter in das Parlament. Ueberdies darf dabei nicht übersehen werden, daß in allen Wahlbezirken, in denen Frauen zur Wahl standen, zugleich Sitze für die Partei zu erkämpfen waren, daß es also überdies sich noch um Parteikämpfe handelte. Und auch hier wieder die gleiche Erfahrung, welche die Frauen in Oesterreich und Deutschland gemacht haben: Man überläßt den Frauen die gefährdeten Positionen. Fällt der Kandidat durch, dann ist es doch wenigstens nur eine Frau gewesen. So lange also die Parteien nur ein recht lauwarmes Interesse an dem Eintritt der Frauen in das Parlament bekunden, wie es sich immer wieder herausstellt, so lange kann man den Frauen keinen Vorwurf über ihre Mißerfolge machen.

Allgemeinen Wahlerfahrungen zufolge bilden die bei eintretenden Vakanzen stattfindenden Nachwahlen ziemlich sichere Aussicht auf Erfolg, weil dann alle Anstrengungen auf einen Kandidaten konzentriert werden können. Die englischen Frauen hoffen, in solchen Nachwahlen für ihre Kandidatinnen noch einige Sitze gewinnen zu können, weil sie sie für Lady Astor und Mrs. Wintringham auf diese Weise gewannen. H. D.

—o—

Wahlrecht der Frauen im Kanton Zürich.

In der Sitzung des Zürcher Kantonsrates vom 20. November gelangte das Gesetz über das Wahlrecht der Frauen zur zweiten Lesung. Nochmals äußerten sich zahlreiche Redner dazu und wurden verschiedene Abänderungsvorschläge gebracht. Neue Gesichtspunkte traten gegenüber der frühern Diskussion jedoch nicht zu tage, und mit dem bedauerlich geringen Mehr von 98 gegen 85 Stimmen wurde das Gesetz schließlich angenommen. Wie die N. Z. Z. erwähnt, stimmten für Annahme die Sozialdemokraten, Kommunisten und Evangelischen geschlossen, dazu Teile der Freisinnigen, Demokraten, Christlichsozialen; für Verwerfung sprachen sich die Bauern geschlossen aus, sowie Teile der freisinnigen und demokratischen Fraktionen.

Wir haben in Nr. 22 und Nr. 39 des Schweizer Frauenblattes den Inhalt des in Frage stehenden Gesetzes eingehend behandelt und werden bei Anlaß der Volksabstimmung darauf zurückkommen. J. B.-M.

—o—

Das Jahrbuch der Schweizerfrauen.

Unser Jahrbuch, nun schon unser unentbehrlicher Begleiter, unser öffentlicher Rechenschaftsbericht, ehrlich vermißt in den zwei Jahren, da es um der Teuerung willen nicht erscheinen konnte, hat die Erwartungen wieder vollauf gerechtfertigt, die wir auf es gesetzt haben. Von den beiden seelenvollen Gedichten von Ruth Waldstetter und Noëmi Soutter, die es einleiten, bis zu der sorgfältigen und übersichtlichen Zusammenstellung — mit Adreßangabe — der nationalen und internationalen Frauenverbände und einem Ueberblick über die schweizerischen Frauenblätter, deren es doch schon eine ganze Reihe gibt, ist es eine Fülle von Arbeit, die hier zusammengetragen wurde. Madame Fatio-Naville bietet ein kurzes Lebensbild von Frau Adolphe Hoffmann, das aber gerade in dieser Kürze die erstaunliche und beneidenswerte Arbeits- und Seelenkraft dieser Frau um so eindringlicher zu offenbaren vermag. Frau Dr. Wenker-Wafer spricht über die Konflikte zwischen Müttern und Töchtern, Frl. M. L. Schuhmacher über Jugendbewegung und Familie, beides Probleme, die uns oft beschäftigen und deren Verstehen schon die Anbahnung einer Lösung bedeuten kann. Zwei Aufsätze sind dem Friedensproblem gewidmet, das mehr und mehr in das Zentrum des Frauenwirkens zu treten beginnt. Frl. Emma Porret schreibt über die vier ersten Volksabstimmungen über das Stimmrecht. Es wird für uns immer von Interesse sein, diese ersten öffentlichen Kämpfe wieder nachzulesen. Wie viel Kraft und Anspannung lag doch darin. Madame Pieczynska orientiert über den Stand der Trinkgelderfrage in der schweizerischen Hotellerie und die Tätigkeit der sozialen Käuferliga in dieser Frage. Zwei sehr interessante Arbeiten mit statistischem Material und vielen Belegen haben Frau Bischer-Alioth in Basel und Frau Dr. Schulz-Bascho in Bern über die Arbeiterin in der Krisenzeit und die Bekämpfung der Geschlechtskrankheiten beigesteuert. Mit besonderem Interesse liest man auch die Chroniken unserer schweizerischen und der internationalen Frauenbewegung von Frl. Strub und Mlle. Gourd. Will es einen fast bedrücken, in welchem engen Rahmen sich noch die schweizerische Frauenbewegung „bewegen" muß, gezwungen durch die Widerstände, an denen sie sich oft wie an Mauern bricht, an Flug- und Schwungkraft auch oft gehemmt durch die Verständnislosigkeit, die ihr von so vielen eigenen Geschlechtsgenossinnen noch entgegengebracht wird, so überkommt einen ein Gefühl der Befreiung und des Aufatmens, wenn man den ausgezeichneten Rundgang durch die ausländische Frauenbewegung mit Mlle. Gourd durchgeht und man erhält mit ihr die Zuversicht: Pourtant l'idée marche!, und zwar mit wohl sichtbaren und abgezeichneten Schritten. Wir möchten namentlich diejenigen, die immer behaupten, das Frauenstimmrecht habe enttäuscht, habe nicht diejenigen Resultate erbracht, die man von ihm erhofft habe, habe seine eigene Linie nicht gefunden, auf diese Arbeit aufmerksam machen. Sie werden vielleicht, wenn nicht eine gefühlsmäßige Gegnerstellung sie daran hindert, doch zu einer etwas andern Auffassung kommen müssen. Was einem freut an diesem Buche, das ist die übereinstimmende Auffassung, die übereinstimmende Erkenntnis weiblichen Wesens und weiblicher Aufgaben, nicht etwa mühsam konstruiert und zusammengestimmt, sondern als der Ausfluß einer natürlichen Selbstverständlichkeit. Man möchte sagen: Es spricht daraus der schlichte, frohe, starke Geist einer eigen gerichteten zukünftigen Linie. Wir empfehlen das Buch aus warmer Ueberzeugung. H. D.

—o—

Eine Führerin der türkischen Frauen.

In Mustapha Kemals Regierung, deren Vertreter sich gegenwärtig in Lausanne an der Friedenskonferenz befinden, hat eine türkische Schriftstellerin Halid Edib Hanum großen Einfluß errungen und wird als die Frau geschildert, die hinter Kemal Pascha steht. Vor zwei Jahren floh sie von Konstantinopel nach Angora und wirkt seither dort für die Befreiung der Frauen.

Halid Edib wurde vor 32 Jahren in der Nähe von Konstantinopel geboren. Sie ist schön, gewandt und entschlossenen Sinnes. Sie war die erste Türkin, die ins amerikanische Kollege in Konstantinopel trat. Der Sultan war darob starr und ihre Verwandten schämten sich ihrer. Zuletzt zwang sie die öffentliche Meinung, auszutreten. Aber sie setzte ihre Studien im geheimen fort und reiste nach Paris und London. Mit 16 Jahren schrieb sie ihr erstes Buch über türkisches Leben, worin sie ihre Gedanken sowohl über den Faschmak (den Gesichtsschleier der Mohammedanerin) als über den Harem äußert. Während des Krieges war sie die türkische Florence Nightingale und lehrte auch ihre Genossinnen trotz Behörden und Koran die Krankenpflege. In Angora eröffnete sie eine Schule für Frauen und Männer und ihr Einfluß erstreckte sich über ganz Kleinasien. Sie ermahnte die Frauen, das Schleiertragen aufzugeben, lehrte sie lesen und schreiben und am öffentlichen Leben teilnehmen. Sie hat aus der Tatsache kein Hehl gemacht, daß sie im Wiederaufbau des türkischen Reiches ihre Lebensaufgabe sehe. Halid Edib wurde bald als Führerin der neuen Frauenbewegung im Islam bekannt. Sie hat offen erklärt, daß die Türkei nie vorwärts kommen könne, es sei denn, daß die Türkinnen zuerst sich selbst befreien.

Letztes Jahr während des Krieges gegen die Griechen focht sie mit den nationalistischen Truppen und handhabte das Gewehr nach kurzer Uebung. Mustapha Kemal machte sie zum Offizier, nahm sie mit sich nach Angora zurück, und ermunterte und unterstützte sie in ihrer pädagogischen Wirksamkeit. Er gab ihr das Amt des Erziehungsministeriums im ersten nationalistischen Kabinett, welches in Konstantinopel eingesetzt werden soll.

Halid Edib ist an einen türkischen Doktor Halid Bey, verheiratet.

Aus „Jus Suffragii".

Wohl leser Leser hat in seinem Leben einmal auf irgend eine Art Jakob Efaus Schützenfahrt gemacht mit ihren betrüblichen Erfahrungen und kann die Tragikomik dieses ernüchternden Festes mitfühlen. Mit der plötzlichen Abreise des jungen Herrn Efau vom Churer Schützenfest endet der erste Band, der uns heute vorliegt; der zweite samt den Anmerkungen und dem kritischen Apparat soll zu Weihnachten erscheinen. „Der Herr Efau" weist die alten, uns bekannten Vorzüge der Gottheljschen Kunst auf. Ueber sie ist nichts Neues zu sagen. Erinnern wir uns nur noch in aller Kürze der Meisterqualitäten des großen Epikers, der aus unserm Lande hervorgegangen ist. In unerhörter Fruchtbarkeit schreibt der Dichter neben seinem Pfarrerdienst Werk auf Werk. Alle zusammen bilden eine Welt. Jedes einzelne ist ein Weltausschnitt mit weitestem Horizont. Jede Gestalt bedeutet zugleich einen Typus und wirkt als solcher; das Dorf, von dem wir lesen, ist eines von hundert ähnlichen im Bernbiet, in der Schweiz, in deutschen Gauen, ja in der weiten Welt. Das ist Gotthelfs überragende Dichtergröße: seine Menschen sind so tief verwurzelt im allgemeinen Menschengeist, daß jeder gewissermaßen der Mensch überhaupt ist. Sie sind aber gleichzeitig so persönlich, so geschaut und erlebt, daß sich jeder in seiner Eigenart als ein unvergeßlicher Einzelner einprägt. Auch Vater und Sohn Efau gehören zu diesen Menschen, die von überall und doch höchst persönlichen Figuren sind. Gotthelfs Gesamtwert ist eine Welt, in welcher die Fülle und Mannigfaltigkeit der Natur herrscht, eine Fülle der Gestalten, die wiederum nicht sparsam mit einzelnen Merkmalen ausgestattet und von einer Seite bloß gesehen sind, sondern in jedem Wort, jeder Handlung ihre Charakteristik beweisen und erweitern; naturhafte Fülle und Mannigfaltigkeit in der Zeichnung eines Milieus (Sime Sämelis Bauernhof in Zäsiwyl prägt sich dem Leser ein mit einer stimmungsvollen Realistik, wie ein lebhaft geschautes ländliches Anwesen); eine Fülle endlich des Erfindens an Handlung, wie sie nur eine geniale Phantasie schaffen kann. Dies alles ist in durchaus eigenem und wahrhaft sprachschöpferischem Stil erzählt. Ein Eigener und ein Ganzer spricht. Einem Eigenen und Ganzen zu lauschen gehört zu den größten Genüssen des menschlichen Geistes. Darum: wer viel Zeit hat, der lese Gotthelf — es ist für uns Schweizer selbstverständlich; wer wenig Zeit hat, der lege ein paar Dutzend bestempfohlene Bücher beiseite und greife in Feierstunden zu seinem Gotthelf. Dieser und Jener aber lese ihn langsam, mit aufgetanem Geist, bereit, die Größe des Dichters und Menschen auf sich wirken zu lassen.

N. W.

—o—

Der Jüngling.

Wie Legende eines fernen Landes
Trägt sich ihm das Buch des Lebens dar.
Alle ist ihm noch ein Unbekanntes,
Dunkel, fremd und groß und wunderbar.

Was dies Auge, was die Seele spiegelt
Birgt er schmerzlich in beengter Brust,
Unruhvoll. Noch ist sein Mund versiegelt.
Erstes Stammeln formt sich unbewußt.

Aber täglich werden sie vertrauter,
All die Dinge, die er ahnend sah,
Und ein Auf fliegt laut und immer lauter,
Und vielleicht ist schon die Stunde nah,

Da der goldne, traumgewirkte Schleier
Vor den trunknen Augen sich erteilt,
Und er jubelnd der geliebten Feier
Des Lebendigen entgegeneilt.

H. Windschild.

An die Mädchen.

Dem Freundling, der bei euren Festen weilte,
Ward jede Stunde wunderlaun verklärt,
Und kaum empfand er, wie die Zeit enteilte,
Die köstliche, die niemals wiederkehrt.

Er prüfte liebend eure jungen Seelen,
Die froh und zwitschernd, wie im Vogelruf
Und die, verwöhnt und freudig, zu befehlen,
Und dann, beengt in kärglichem Beruf.

Er ward Vertrauter eurer kleinen Nöte,
Er hat auch oft im stillen Park belauscht,
Wenn ihr, umflammt vom Glanz der Abendröte,
Nach heitern Spielen leise Worte tauscht.

Wie er sein Leben von dem euren grenzte,
In wachen Träumen tausend Brücken schlug,
Erfuhrt ihr nie. In seinen Augen glänzte
Das Glück, das er verhalten in sich trug.

H. Windschild.

Buchbesprechungen.

Schweizer Pestalozzi Schüler- und Schülerinnenkalender, mit Schatzkästlein. Pestalozzi-Verlag Kaiser u. Cie., Bern. Preis Fr. 2.90.

Mit immer gleicher Spannung wird der neue Schülerkalender von unsern Kindern immer wieder erwartet. Und er enttäuscht nicht. Zuallererst und so ein bißchen verschämt muß man ja schon schnell sehen, ob man auch „drinstehe" unter den Preisgewinnern und Rätsellösern, denn seinen Namen gedruckt zu sehen, das ist doch immerhin ein Ereignis. Und dann die Fundgrube von Schätzen! Die Daten, die so willkommen und hilfsbereiten unregelmäßigen Verben, die Mathematik, die Geographie, die Kunstgeschichte, das Basteln und Nähen, die kleinen Hilfen im täglichen Leben — wirklich wir verstehen, wenn man sich mit einem Pestalozzikalender „fühlen" muß und sich im Besitze so vieler Kenntnisse schon recht „erwachsen" vorkommt! Der Pestalozzikalender, heute um den bedeutend reduzierten Preis von Fr. 2.90 zu erhalten, bildet auf jedem Weihnachtstisch gewiß eines der Plätzchen, auf das der erwartungsvolle Blick mit einem Gefühl erleichterter Befriedigung fallen wird: Ja, er ist da! —d.

*

Alpenblumenmärchen. Ein Bilderbuch von Ernst Kreidolf im Rotapfel-Verlag, Erlenbach-Zürich, Leipzig. Preis Fr. 12.—.

Die „Alpenblumenmärchen" sind eines der schönsten und liebsten Bilderbücher, das wir für unsere Kinder kennen, von einer Zartheit der Empfindung, von einer seelischen Tiefe, von einem Verwachsensein mit dem Geist der Natur und von einer Leuchtkraft in Farbe und Darstellung, im Rythmus der Linie, alles in einer so einfachen schlichten, ja naiven Innigkeit, daß die Bilder tief zum Gemüt der Kinder sprechen. Wie entzückend ist z. B. das Bild: Bei den Alpenrosen oder die unnachahmlich hoheitsvolle Gebärde des stolzen Erynglium, oder Eisenhut, Rittersporn und Germer. Meine Kinder lieben das Buch unsäglich, es ist ihnen nicht nur Bild und Gedicht, es ist ihnen Musik, sie haben sich ihre Melodien dazu gemacht — das Unaussprechbar Geheimnisvolle und Wunderbare der Schöpfung, wie es ihnen aus dem Bilderbuch so leuchtend entgegentritt, verdichtet sich für sie so sehr zum Erlebnis, daß nur noch der Ton ihm Ausdruck zu geben vermag. Wir empfehlen es mit Wärme als eine der schönsten Weihnachtsgaben. —d.

*

Die vier Hellermädchen, von Malvy Fuchs. Im Selbstverlag der Verfasserin, für die Schweiz zum Preise von Fr. 3.50 in den Buchhandlungen Müller am Sonnenquai und Schürch am Rathausquai in Zürich.

Die Autorin ist unsern Leserinnen nicht unbekannt, ihre „Briefe aus Budapest" haben uns schon manchen Einblick in ungarische Verhältnisse gegeben. Heute tritt sie mit einem Roman vor uns. Sie scheint mit ihren Helden und den Orten der Handlung aufs engste verknüpft zu sein. Die Erlebnisse lassen auf gute Beobachtung und inniges Mitfühlen schließen. Wir verfolgen die Schicksale der Heller-Familie, ihren Aufstieg, ihren zeitweisen Niedergang. Die Tatkraft der Frauen ringt uns Bewunderung ab, sie sind die Willensträgerinnen, sie bewahren durch Umsicht die Ihren vor dem Untergang. Die Männer weisen zumeist einen Hang zur Träumerei auf, sie sind die Wirklichkeitsuntüchtigen.

Im Mittelpunkt des Romans stehen die vier Heller-Mädchen, ihr Werdegang im Elternhaus und in der Ehe. Was dem ganzen Roman etwas Anziehendes verleiht, ist die starke sittliche Note, die durch das Erleben der einen Tochter, Rosa, klingt, sowohl in ihren Mädchenjahren, wie in ihrer Ehe. Schade nur, daß der Stil nicht ganz einwandfrei ist. Es fehlt der Verfasserin oft die Kraft zu Ende zu denken, Empfindungen den letzten, einzigen Ausdruck zu verleihen, zu gestalten. Es wird wiederholt, wo es nicht zur Steigerung gereicht. Spricht die Verfasserin wohl häufig ungarisch und haben sich dadurch slavische Redewendungen in ihre deutsche Sprache eingeschlichen?

E. W.

Redaktion: Fraueninteressen und Allgemeines: Helene David, St. Gallen, Tellstraße 19.

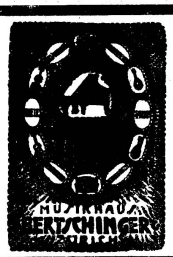
Politisches: Inland: Julie Merz, Bern, Depotstraße 14. Ausland: Elisabeth Flühmann, Aarau, Zelglistraße 8 (interimistisch.)

Feuilleton: Dr. Emmi L. Bähler, Aarau, Zelglistraße 52 (abwesend). Vertreten durch Helene David.

Schriftleitung: Frau Helene David.

Die grosse Frage

„was soll ich schenken“ tritt wieder an Sie heran. Ein Besuch im **Seidenhaus Spinner, Zürich,** Bahnhofstrasse 52 wird Ihnen dieselbe bedeutend erleichtern durch eine reiche und geschmackvolle Auswahl in Blusen, Roben, Jupes, Jupons, Damen- und Herren-Modeartikeln.



Violinen - Mandolinen - Lauten
Gitarren, Konzert- und Gitarre-
Zithern, Saiten, Hand- und Mund-
Harmonikas -:- Musikständer
Notenpulte -:- Musiker-Büsten

PIANOS
FLÜGEL
HARMONIUMS

Musikalien für Gesang und alle Instrumente
Auswahlsendungen -:- Kataloge

Stimmungen - Reparaturen
in eigener Reparaturwerkstätte

MUSIKHAUS A. BERTSCHINGER & Co., ZÜRICH 1.

Willst Du nach Krankheit Dich rasch erholen, trink Elchina!

Flac. Fr. 3.75, Doppelfl. 6.25 i. d. Apoth.

Privat-Kochschule Widmer
Witikonerstr. 53 — ZÜRICH 7 — Tel. Hottingen 29.02
Am 12. Januar 1923 beginnt ein neuer
Kochkurs
Täglich 1/2 9—1 Uhr. Dauer 6 Wochen.

Vorsteherin gesucht.

In kleineres Heim für Mütter und Kinder in Zürich, wird in sozialer Fürsorge erfahrene und hauswirtschaftlich tüchtige **Vorsteherin gesucht.** Offerten unter Chiffre O F 788 Z an Orell Füßli-Annonc., Zürich, Zürcherhof.

Erholungsbedürftige

vornehmlich Rekonvaleszenten, die im milden Süden eine gute Winter- oder Diät-Kur zu machen gedenken, belieben illustr. Prospekt und Referenzen zu verlangen vom herrlich und sonnigst gelegenen
Kur- und Pflegeheim Villa Raetia
Bes. Fam. O. J. Schwerzmann
Lugano

Kindergärtnerinnen-Kurse
mit behördlich anerkannter Diplomprüfung.
Dauer 1 Jahr. Beginn 20. April und 20. September. 777
Interne Frauenschule Klosters.

„Sennrüti“ 498
DEGERSHEIM TOGGENBURG 900 M. ü. M.
Best eingerichtete Sonnen-, Wasser- u. Diätkuranstalt. Erfolgreiche Behandl. v. Adernverkalkung, Gicht, Rheumatismus, Blutarmut, Nerven-, Herz-, Nieren-, Verdauungs- u. Zuckerkrankh., Rückstände v. Grippe etc.
Das ganze Jahr offen.
II. Prosp. F. Danzeisen-Grauer. Dr. med. v. Segesser.

Arosa Sanatorium
Villa Dr. Herwig
1850 m über Meer.
Gemütlich eingerichtete, kleinere Heilanstalt für Leichtlungenkranke (40 Betten). Sonnigste, geschützte Lage direkt am Wald. Röntgenkabinett, Quarzlampe etc. Eingehende individuelle Behandlung. Hausarzt. Reduzierte Preise. 718

Töchterpensionat (Pfarrhaus) Vollständig. Ausbildung **Französ. Sprache,** Musik (Haushalt). Prospekt. **Mr. et Mme. Monnerat,** pasteur, Estavayer (Lac de Neuchâtel). 782

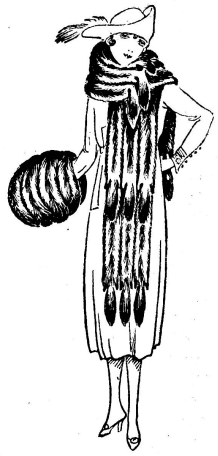
Davos-Platz **Alkoholfreies Volkshaus und Mädchenheim**
Ferienaufenthalt für Erholungsbedürftige. Preise von Fr. 4.50 bis Fr. 6.—. Eröffnet: Mitte September. 778

Töchter-Kurhaus Arosa
1800 m 1800 m
Familiär geführtes Hochgebirgsheim für junge Damen und Mädchen. Prospekte postwendend.
Vorsteherin: Frl. Fanny Forter. Leit. Arzt: Dr. F. Lichtenhahn.

Stets das Neueste und Gediegenste für Küche und Haushalt

-:-
Tee- und Kaffeemaschinen
Tee- und Kaffeeservice
Bestecke u. Tafelgeräte, Rauchservice
und Zubehör, Blumen-Krippen, -Ständer
-Vasen, -Töpfe. Elektr. Heiz- und Kochapparate, Bügeleisen, Staubsauger,
Heiz-Teppiche und -Kissen.
Hauswirtschaftliche Maschinen
-:-

Kinder-Kochherde u. kompl. Kinderküchen. Beliebteste Festgeschenke
Reichste Auswahl. — Nur Qualitätswaren zu billigsten Tagespreisen.
Sonntags von 1 bis 1/2 7 Uhr geöffnet.



Moderne
PELZ-WAREN
Colliers-Muffen
Fachmännische Bedienung
Eigene Kürschnerei
F. Böttcher
Zürich
Hauptgeschäft: Limmatquai 24
Filiale: Limmatquai 88.
Verlangen Sie bitte Pelzkatalog! 757

Berner Leinwand
Bett-, Tisch-, Toiletten-, Küchenwäsche in Leinen, Halbleinen und Baumwolle.
Spezialität: 793
Braut-Aussteuern
liefern in anerkannt vorzüglichen Qualitäten
Müller-Stampfli & Cie., Langenthal
Nachfolger von Müller-Jaeggi & Cie.
Tel. Nr. 23. Gegründet 1852. Muster umgehend.
Um *Verwechslungen* zu vermeiden, bitten wir Korrespondenzen genau an obige Adresse zu richten.

Ein wertvolles Kräuterbuch umsonst
Ferner empfehle bestbewährt: Lungen-, Nieren-, Nerventhee etc. Monatsthee (eine Wohltat für Frauen) Alle bewährten, giftfr. Heilkräuter. Paket mit genauer Anleitung Fr. 2.50 (Weiteres in meinem Kräuterbuch).
„Kräuterhaus zum Paradies“ Herisau.

Wäschefabrik
liefert zu günstigen Zahlungen
Leinen-Bettücher
Leib-, Bett- und Tischwäsche
sowie ganze
Ausstattungen
Anfragen erbeten unter Chiffre O F 4059 S an Orell Füssli-Annoncen, Solothurn. 784

Tessiner Trauben
5 kg Fr. 3.50
Kastanien 10 kg Fr. 5.—
Baumnüsse 5 kg Fr. 5.50
Stefano Rotari's Söhne, Lugano. 779

Veltliner
nur guter Lagen u. Jahrgänge in Fässern und in Flaschen empfehlen
Degiacomi & Co.,
z. „Post“, **Bonaduz** (Grb.)

Auf die Feiertage
empfiehlt 792
Ia. Chianti
(alt) als Krankenwein vorzüglich per Flasche Fr. 1.75 franko, in Korbflaschen à ca. 50 Lt. Fr. 1.50 pr. Lt. franko
Gottfried Huber,
Mattwil (Thurgau).

Veget Kochfett mit Butter in 1/2 Kg Tafeln überall erhältlich

---

Prächtiges, volles Haar
erhalten Sie in kurzer Zeit durch **Birkenblut,** ges. gesch. 46225, Echter Alpenbirkensaft mit Arnika, gewonnen auf Höhen von 1200 Meter. **Das beste und reellste Mittel der Gegenwart.** Kein Spritt, kein Essenzmittel, keine chem. Pillen. Bei Haarausfall, spärlichem Haarwuchs, kahlen Stellen, Schuppen, Ergrauen glänzende Erfolge. Innert 6 Monaten über **2000 lobendste Anerkennungen und Nachbestellungen.** Kl. Flasche Fr. 2.50 gr. Fl. Fr. 3.50. Birkenblutcreme für trockenen Haarboden Fr. 3.— und 5.— per Dose. Birkenshampon 30 Cts., Birkenbrillantine Ia. Fr. 2.50. Zu beziehen: **Alpenkräuterzentrale am St. Gotthard, Faido.** 543

Fehrs Haarstärker „Tamarin“
ist seit Jahren bekannt als bestes Naturmittel, um feinsten Haarwuchs zu erzielen. Selbst ganz kahle Stellen werden jugendlich frisch bedeckt. Preis per Flasche Fr. 3.—. Prospekte gratis. — Zugleich mache ich noch auf meine über 20-jährige erfolgreichste Tätigkeit als Naturärztin aufmerksam, und stehe mit Auskunft jeder Zeit zu Diensten.
Frau W. Fehr-Stolz, Naturärztin, Herisau,
vorm. F. au Fäßler, Herisau. 755

Pauline Baumann, Aarau
hintere Vorstadt 27 Telephon 851
führt als Spezialität:
Corsets, Hüftformer, Büstenhalter
Roformartikel -:- Schürzen
Lager in: Wäsche, Baumwolltücher, Oxfords, Zefirs, Taschentücher.
— Depot der Basler Webstube. —
Massanfertigung für Cortets u. Wäsche.

Allen Schweizerkindern in Stadt und Land und besonders auch denen, die im Auslande leben, ist der **Pestalozzikalender** das liebste und nützlichste Geschenk. Wer Buben und Mädchen beglücken will, denke darüber nach, wo nah und fern seine kleinen Freunde wohnen und sende ihnen einen Pestalozzikalender. Der Pestalozzikalender erhielt an der Landesausstellung den einzigen großen Preis im Unterrichtswesen. Der Jahrgang 1923 des Buches erscheint in prächtiger, neuer Ausstattung mit über 1000 Bildern in zwei Bänden, und trotz dieser Ausstattung kostet er nur Fr. 2.90. — Er ist jetzt schon in Buchhandlungen und Papeterien und beim Verlage Kaiser & Co. in Bern erhältlich.
Versand ins Ausland bequem als Drucksache.

Gelegenheit!
5000 m Loden f. Männer, reine Wolle, schwer, 140 cm breit, Wert Fr. 15, reduz. auf **9.75, 10,000 m Gabardine,** reine Wolle, 110 cm br., in allen Farben, Wert Fr. 10.—, reduz. auf **6.90, 15,000 m Hemdenbarchent,** Blousenflanelle, Flanellettes, **Fr. 1.50, 1.35, —.85, 20,000 m Schürzenstoffe,** Merinos, Hydron, Satin, Kaschmir, Köper, Fr. 2.—, **1.65, 1.50, 10,000 m Bettuch,** weiß und roh, doppelfädig, 165 u. 180 cm br., Ia. Qual. Fr. **2.90, 2.30.** Wir verkaufen zu Gelegenheitspreisen reine **Bettindienne, Kölsch, Wollkrepp, Bazin** rc. **2000 m Velours de laine,** schwer, in allen Farben, 130 cm breit, Extraqual. Wert Fr. 18.—, reduziert auf **11.50.** Muster auf Verlangen.
Versand gegen Nachnahme.
Fratelli Bianchetti,
9135 **Locarno.** 769

Kauft Schweizer-Fabrikat

Bequeme monatl. Zahlung
Verlangen Sie illustr. Katalog
Schweiz. Nähm.-Fabrik, Luzern

531

Lorraine-Wäsche schön wie handgestickt (inländ. Hausindustrie), sehr solid und preiswert, praktisch und moderne Schnitte (auch auf einzusendende, eigene Stoffe und ungenäht), fabrizieren und liefern wir direkt an Private.
Bestickten von
Bett- u. Tischwäsche
mit Hohlsaum u. Monogramm. Verlangen Sie unsere Muster. 775
Frl. B. & L. Naef,
St. Peterzell, St. Gallen

Solide Wäschestickerei
auf prima Stoffe ausgeführt empfiehlt zu billigsten Preisen Muster bereitwilligst.
Jedes Quantum ab Lager.
782 **J. Helfenberger,**
Arnegg (St. Gallen).

---

ist stets gesund, altert nicht, vorhandene Falten und Flecken verlieren sich, sie wird rosig und glatt und bleibt bis ins Alter faltenlos und samtweich.
Tube Fr. 1.25 u. 2.50 überall erhältlich.

Französisch
in 3—5 Monaten u. **Steno** in 4—6 Mon. statt 1—2 Jahr. Rasch-Handelsstud.
Mädchen-Pensionat, (?“
Dir. G. Gaugy, Rougemont.

Herabgesetzte Preise auf
Strick-Maschinen
für Hausverdienst in den gangbarsten Nummern u. Breiten, sofort lieferbar. Event. Unterricht zu Hause. Preisl. Nr. 40 geg. 30 Cts. in Briefmarken bei der Firma Wilhelm Müller, Maschinenhdlg., Stein, Aarg. Am Lager sind auch Strickmaschinen-Nadeln für allerlei Sortene. Woll- u. Baumwollgarne, Lehrbücher. 615

Haben Sie schwer, einen bequemen Schuh zu finden?
Wir führen als Spezialität Schuhwerk aller Art in breiten Natur-Formen für Kinder und Erwachsene. Verlangen Sie unverbindlich Prospekt Nr. 7
Reform-Schuhhaus Müller-Fehr
Zürich 1 **Kirchgasse 7**

Nummer 48 **Schweizer Frauenblatt** Samstag den 2. Dezember 1922

Unsere Schweiz und der Weltfriede.

Der unter diesem Titel in Nr. 44 erschienene Artikel von Frau Dr. Bleuler-Waser hat verschiedenen Einsendungen gerufen, die wir im Nachfolgenden zu einer Sonderbeilage zusammenstellten. Man ersieht, wie sehr diese Frage die Gemüter beschäftigt. Unsere Leserinnen werden uns Dank wissen, diese verschiedenen Meinungen im Zusammenhange kennen zu lernen. D. Red.

Die Fabel von den bösen Raubtieren (die uns umgebenden Völker) und den braven, wehrlos gemachten Bienen (wir Schweizer) wirkt nicht überzeugend. Die Darstellung, als ob die Einführung eines Zivildienstes für Dienstverweigerer — und darum handelt es sich ja vorderhand — die Schweiz nun sofort gänzlich wehrlos machte, ist eine entschiedene Irreführung. Aber auch der Gedanke, daß — sogar diesen Fall vorausgesetzt — unsere Nachbarn nun unfehlbar über uns herfallen würden, entbehrt der Beweiskraft. Wir sind nicht reich genug an Naturschätzen, um die Habgier der Andern in dem Maße anzuziehen. Die Quintessenz der Fabel scheint die Auffassung zu sein: die Menschen sind und bleiben Raubtiere. Nun leugne ich keineswegs, daß noch viel vom Raubtier im Menschen steckt, das gerade durch Krieg und jede Anwendung von Gewalt leider immer wieder gestärkt wird. Trotzdem darf man ruhig behaupten, daß die Menschheit als Ganzes aus dem Raubtierstadium heraus ist. Die Annahme, der Mensch ändere sich nicht und bleibe, wie er immer gewesen, ist völlig falsch. Er hat sich während der Jahrtausende geändert, und die Geschichte der Menschheit zeigt eine entschiedene Aufwärtsentwicklung. Es würde zu weit führen, dies hier im Einzelnen nachzuweisen, aber man denke daran, wie in der Urgeschichte der Menschheit Kanibalismus, Raub, Gewalt jeder Art als durchaus berechtigte, ja selbstverständliche Handlungen galten, während sie doch heute als Unrecht erkannt und gebrandmarkt sind. Mehr und mehr hat das Recht die Gewalt verdrängt in der Regelung der Beziehungen zwischen den Menschen; daß das auch im Verhältnis der Staaten zueinander der Fall werde, ist, was wir anstreben. Starke Ansätze zu einem Völkerrecht sind ja vorhanden, und die Errichtung des internationalen Gerichtshofes läßt in der Beziehung für die Zukunft das Beste hoffen.

Die Befürchtung, daß durch die Einrichtung eines Zivildienstes für Dienstverweigerer unsere Armee in nächster Zeit so geschwächt würde, daß ihre Leistungsfähigkeit erheblich zurückginge, scheint mir unbegründet. So rasch geht die Umwandlung von militärfrommen in militärfeindliche Soldaten nicht vor sich. Aber Tatsache ist, und daran ändern alle Rückblicke in die Vergangenheit nichts, daß unsere Armee unser Land nicht zu schützen, vor Krieg zu bewahren vermag. Wenn wir uns auf sie verlassen, dann allerdings wiegen wir uns in eine Scheinsicherheit. Schon 1914 war es nicht unser Heer, das uns schützte, Kriegsschauplatz zu werden, sondern ein „gütiges Geschick". Wir berufen uns hier auf das Urteil bekannter Fachleute. Wer glaubt denn, daß die Deutschen sich vor uns gefürchtet hätten — oder die Franzosen! Belgiens Armee hat das Land auch nicht vor dem Einbruch geschützt. Aber die Dinge liegen nicht einmal mehr, wie sie 1914 waren. Konnte damals noch eine kleine Militärmacht bei Ausnützung günstiger Terrainverhältnisse sich mit einiger Aussicht auf Erfolg für kürzere Zeit halten, so ist das heute, zur Zeit der Giftgase und des Luftkrieges, nicht mehr der Fall. In der Luft können wir nicht konkurrieren, da haben wir nichts vor den andern voraus.

Ich glaube nun aber — das ist allerdings meine ganz persönliche Meinung, die sich auf die, vielleicht irrtümliche Annahme stützt, daß auch Völker resp. Regierungen aus gemachten Erfahrungen lernen —, die Gefahr eines Angriffs sei heute geringer als früher. Deutschland hat zu seinem Schaden — oder vielleicht zu seinem Nutzen? — erfahren, was es heißt, vom öffentlichen Gewissen der ganzen gesitteten Welt verurteilt zu werden. Der direkte Schaden — in England hätte der Krieg gegen Deutschland ohne die Neutralitätsverletzung Belgiens niemals im Volke diese starke Unterstützung gefunden — und die moralische Schädigung, auch bei den Neutralen, können kaum hoch genug eingeschätzt werden. Ob es so bald wieder ein Volk gelüsten wird, die Meinung der ganzen Welt herauszufordern?

Zum Schluß bemerkt noch die Verfasserin des Artikels, es müsse doch einmal trotz unserer Bescheidenheit (!) gesagt werden, daß wir ja schon lange den andern Völkern das Beispiel gegeben, wie man mit allen Nachbarn im Frieden auskommen könne; es habe aber nichts genützt.

Das stimmt. Aber warum treiben wir rein defensive Politik? Doch gewiß vor allem aus der Einsicht heraus, daß wir zu schwach und klein sind, etwas anderes zu tun, und man uns bei einem allfälligen Versuche recht unsanft auf die Finger klopfen würde. Dieser Einsicht haben wir uns nicht zu schämen, aber ebenso wenig liegt Ursache vor, sich besonders zu rühmen. Es mag übrigens auch die Erkenntnis mitwirken, daß ein anderes Verhalten verwerflich, Unrecht wäre. Das bedeutete aber dann einen Gesinnungswechsel, denn es ist noch nicht so sehr lange her — einige Jahrhunderte sind eine kurze Spanne Zeit im Lauf der Geschichte —, da die Eidgenossen eine ausgesprochene Eroberungspolitik trieben. Wenn aber eine solch anerkennenswerte Wandlung in den Anschauungen bei uns möglich war, sollte sie nicht auch bei andern Völkern eintreten können? Um-

Zur Zivildienstfrage

so mehr, als doch allmählich allen die Einsicht aufdämmert, daß jeder Krieg ein schlechtes Geschäft ist. Diese Ueberlegung wirkt wohl — leider! — noch mehr als die Ueberzeugung, daß er ethisch verwerflich ist.

Krieg dem Kriege ist unsere Losung. Aber es genügt nicht und ist unlogisch, gegen den Krieg zu sein, aber alles zu unterstützen und zu sanktionieren, was zu ihm führt und ohne das er nicht sein könnte. Wir müssen den Glauben an den Krieg, der den meisten Menschen noch so tief im Blute sitzt, aus unsern Herzen reißen, müssen den Krieg als Faktor aus unsern politischen Berechnungen ausschalten. Einzig eine völlig andere Einstellung, eine entschiedene Abkehr vom Gewaltprinzip kann uns vom Fluche des Krieges erlösen. Nur dadurch, daß auch diejenigen, die ihn im Grunde verabscheuen, doch noch an ihn glauben, wird der Krieg am Leben erhalten. K. H.

Die Schweiz und der Weltfriede.

Es gibt wohl kein Problem, das wichtiger wäre, als die Frage nach der Erreichung des Weltfriedens. Eines wird dabei uns allen gemeinsam sein: der Abscheu vor dem Kriege und die tiefe Sehnsucht nach Frieden. Ich bilde mir nicht ein, mehr den Krieg zu hassen als Frau Dr. Bleuler, und mehr den Frieden zu lieben als sie. Verschieden aber ist der Weg, den wir zur Erreichung dieses Zieles gehen wollen. Ich will zum vornherein zugeben, daß Frau Dr. Bleulers Weg vorerst zweckmäßiger scheint und opportuner ist. Denn indem die einen Kanonen und Maschinengewehre zur Verteidigung bereit stellen, kann es ihnen unter günstigen Umständen gelingen, den Krieg von unserm Lande fern zu halten. Die andern aber — (wenn sie nämlich Hunderttausend wären und nicht nur „eine Handvoll Dienstverweigerer"!) — könnten, indem sie auf Gewehre und Kanonen verzichten, den Krieg in unser Land hineinflüten lassen.

Warum ich mich dennoch überzeugt und freudig zu diesem Weg bekenne, der für die Gegenwart keine Garantien bringt und weit in die Zukunft hinein führt?

Darauf kann ich nicht wie Frau Dr. B. mit einer Fabel antworten, sondern indem ich auf ein Erlebnis zurückgreife, das mir wohl mit vielen Menschen gemeinsam wurde.

Es gab eine Zeit, wo uns mehr und mehr die Augen aufgingen, wie viel unaussprechliche Not durch den Alkohol in die Welt gekommen ist. Verwahrlosung, Elend, Krankheit, Tod. Uns graute und wir sahen sehnsüchtig nach Rettung aus. Ist niemand da, der aufsteht gegen den Verwüster Alkohol? Und siehe, da waren es Einzelne — —. Es war vor allem Frau Dr. Bleuler, die immer wieder sagte: Der Alkohol ist ein Vernichter menschlicher Würde, menschlichen Glückes. Wir müssen den Menschen darüber die Augen öffnen! Und sie hat dies unermüdlich getan, unbekümmert um dadurch bedrohte Interessen einer ganzen Bevölkerungsgruppe, weil die gefährdeten höheren Interessen ungezählter Menschen ihr wichtiger waren. Da haben wir uns freudig um die mutige Fahnenträgerin der Abstinenzidee geschart. Wohl wußten wir, daß gegen uns ungeheure Mächte standen: das Alkoholkapital, die Gewohnheit, die Begeisterungslosigkeit einer großen Masse. Wir fühlten: wir Einzelne vermögen nur winzig wenig im Kampf gegen den Alkohol. Aber uns stützte ein großer Glaube an die Macht der Idee.

Und dann kam der Krieg, dieser tausendmal schlimmere Vernichter der menschlichen Würde und des menschlichen Glückes, und wir alle schrien auf gegen ihn! Man lebte vorher so harmlos und unbefangen, hatte Freude am militärischen Geist, an der Kadettenspielerei unserer Knaben und an dem Selbstdisziplin und Aufopferung heischenden Dienst der Soldaten. Wer glaubte denn an den Ernst der Kanone? Nun hat die Menschheit diesen Ernst fürchterlich erfahren. Und uns soll nicht vor den Kanonen grauen?

Vor allen Kanonen, nicht nur vor jenen, die einmal gegen unser Land gerichtet sein könnten!

Da waren wieder Einzelne —, Tapfere junge Männer erklärten: wir lassen uns nicht dazu zwingen, Menschen zu morden.

Woher nehmen sie den Mut zu dieser Verweigerung? Kennen sie denn nicht die gewaltigen Mächte, die gegen sie stehen: Geschichte, Staat, Besitz? Alles zwingt sie zur Verteidigung des Vaterlandes. Ich denke, wenn sie trotzdem den Militärdienst verweigern und dafür ins Gefängnis wandern (weil noch kein Zivildienst für sie geschaffen ist), so tun sie es, weil sie einem höchsten Gebot gehorchen müssen, dem gegenüber alles andere unwichtig wird.

„Du sollst Gott mehr gehorchen als den Menschen." Mit diesem eindringlichsten Gebot der christlichen Lehre machen sie vollkommen Ernst. Nicht nur damit zu prahlen: „Seht, wir Ziviler sind doch bessere Menschen!"

Ich denke, auch wer den Dienst nicht verweigert, gehorcht in seinen besten Stunden — oder möchte in ihnen gehorchen — dem Gebot der Liebe zum Mitmenschen. Und selbst, wenn diese Liebe nie mächtig wäre in ihm, so würde er doch — auch in den schlimmsten Stunden nicht — einen schuldlosen Mitmenschen töten wollen. Dazu bringt ihn erst der Staat, der ihm sagt: Das Höchste, was du besitzest, ist das Vaterland. Du mußt die Waffe gebrauchen lernen, damit dir dieses Höchste verteidigen kannst!

Diese Forderung scheint so einfach und einleuchtend. Schwer wird sie erst, wenn man die Konsequenzen überdenkt, wenn es uns eindringlich bewußt wird: durch unsere Kanonen werden Menschen vernichtet, die so unschuldig am Krieg sind, wie wir selbst. (Wer ging denn 1914 in den Krieg und glaubte nicht, daß er nur zur Verteidigung des Vaterlandes hinaus zöge?)

Millionen Menschen sich töten — alle zur Verteidigung des Höchsten?

Und sie sollten aus dieser Erkenntnis nicht den Willen finden, auf Gewalt verzichtend dem Höchsten zum Durchbruch zu verhelfen?

Heute sind die Träger dieses Willens noch ein kleines Häufchen Dienstverweigerer und sind noch — leider! — dem militärischen Geiste weit weniger gefährlich, als es die Vorkämpferin der Abstinenzbewegung dem Alkoholgenusse ist.

Und dennoch? —

So wenige nur, und doch gefürchtet als Zerstörer der militärischen Sicherheit der Schweiz?

So mutvolle Träger eines Menschheitsglaubens — und doch verurteilt von einer Frau, die auch ihr Leben einem Glauben gewidmet hat?

M. Lejeune-Jehle.

Unsere Schweiz und der Weltfriede.

Von Carl Rüegg, Winterthur.

Der Freund der Frauenrechte erlebt, wie nicht anders zu erwarten dann und wann eine bittere Enttäuschung von seiten derjenigen, denen er helfen möchte. Eine solche bedeutet der Artikel mit dem obigen Titel in Nr. 44 des Frauenblattes von Frau Dr. Bleuler-Waser. Daß eine Frau mit klingendem Namen im Organ der Frauen sich zur Befürworterin des Althergebrachten in der Abrüstungsfrage und zur Spötterin über die „Bierriche" aufwirft, welche von einem höheren Standpunkt der bitteren Wahrheit, aber auch der Weltanschauung aus Bertha Suttners überhörten Ruf „Die Waffen nieder!" heute wiederholen und ihrem Lande, ja gerade ihrem kleinen Lande die hohe moralische Tat zumuten und zutrauen — das ist nur mit Bestürzung zu konstatieren.

Frau Dr. Bleuler sagt uns in einer Fabel, wie utopisch es wäre, die schweizerische Wehrkraft zu schmälern oder gar aufzugeben. Sie weiß so gut wie wir, daß es mit den Fabeln ist, wie mit den Sprüchen der Abreißkalender: heute lese ich Eile mit Weile!, morgen Frisch gewagt ist halb gewonnen. Es wäre der Verfasserin der Gelegenheitsfabel jedenfalls ein Leichtes, sofort eine andere zu erfinden, in der das genaue Gegenteil „bewiesen" würde.

Lernen wir, so fragt die Verfasserin, die Schweizergeschichte nicht mehr in den Schulen? Freilich, Verehrteste, aber gottlob nicht mehr in der alten, ebenso gedankenlosen als gefährlichen Verherrlichung, wie ehedem, wo alles groß, edel, tapfer war, was die Eidgenossen taten oder bleiben ließen; wenn Sie ihr Heimatideal und ihr ganzes Rüstzeug aus jener Epoche allein schöpfen, dann ist ihre falsche Vorstellung von der Bedeutung unserer Wehrkraft ja freilich verständlich; aber auch dann noch müßten sie sich selber sagen, wie viel Gewalttat, wie viel brutales Losschlagen der Eidgenossen um eines schiefen Gesichtes, um einer persönlichen Beleidigung willen (Plapparkrieg usw.) schwarze Blätter in unserer Geschichte bedeuten. Wenn Sie uns an allerdings glorreiche Errungenschaften durch der Waffen Macht erinnern wollen, dann lassen Sie aber auch jene wüsten Episoden nicht außer Acht, wo unser Waffenruhm uns dazu verführte, Schweizer gegen Schweizer im schnöden Blutsold in verschiedenen Heeren gegen einander zu kämpfen! Und wenn auch die alten Zeiten lauter Heldenruhm bedeuten würden, wie lange wollen wir uns noch in den oft so blutigen Niederungen dieser Zeiten ergehen, statt um Gottes willen endlich herauszustreben aus dem Dogma der Gewalt zu dem des Vertrauens. Wohin kommen wir, wenn wir rückwärts blicken statt vorwärts? Wenn wir unsere Gegenwart immerzu mit der Vergangenheit beschönigen und nichts anderes suchen und wollen, als was die Vergangenheit kannte?

Frau Dr. Bleuler ist beseelt von einer verständlichen, unbedingten Vertrauen an die Macht unserer Armee und an den gewaltigen Respekt, den man vor ihr ringsum im entfesselten Europa gehabt habe. Es sind die alten, wunderschönen Worte, daß nur die Grenzwacht unserer schlagfertigen Armee uns vor den Schrecken des Krieges bewahrt habe. Verehrte, heute und lange schon tönt es in gewissen Kreisen, und nicht etwa nur bei dienstmüden Soldaten oder sublimen Bierrichen, ganz anders. Wir haben übrigens ein Beispiel, wie eine so kleine Armee ihr Land zu schützen vermag, an Belgien. Dort standen sie auch an den Grenzen, wurden aber von einigen deutschen Armeekorps über den Haufen gerannt, und ich verbäte mir den Vorwurf, ein schlechter Patriot zu sein, nur darum, weil ich mir zu sagen wage: Genau so wäre es uns auch gegangen, wenn wir für Deutschland ebenso wichtig gewesen wären, wie Belgien, und sich die deutsche Untat gegen uns gewendet hätte. Ich bin mit grauem Kopf freiwillig wieder Soldat geworden, Frau Doktor, damit Sie nicht etwa meinen, Sie hätten es mit einem Manne zu tun, der ein schlechter Patriot ist. Und gerade in meiner Stellung in einem gewissen Dienste könnte ich Ihnen und meinen Kameraden Aeußerungen von hohen Offizieren verraten, aber die Sie sich wohl höchlich wundern würden. Auch die Presse hat es da und dort eingestanden, daß unsere Armee Mängel aufwies, die sich im Ernstfall bitter gerächt haben würden. Wir wären nicht imstande gewesen, eine ernsthafte Invasion aufhalten zu können. Frau Dr. Bleuler schrieb auch den beliebten Satz, daß beim Zusammenplatzen zweier Mächte ein kleines, aber geübtes Heer wohl ins Gewicht fallen würde. Weiß sie, daß das große A und O der Schweizerstrategie heißt: Wir müßten uns **sofort auf die andere Seite schlagen** und unsere Neutralität aufgeben. Denkt sie überhaupt daran, daß wir unsere Armee unter dem Zwang des gegenseitigen Mißtrauens der andern, **verpflichtet** durch den **Vertrag** über unsere „bewaffnete Neutralität" aufrecht erhalten? Hat Frau Dr. einmal einen Blick in Bataillone und Regimenter getan, um zu wissen, wie es mit der alten Soldatenherrlichkeit heute aussieht? Wohin die berühmte schweizerische Soldatenfreudigkeit gekommen ist, die ja freilich herrlich war, so lange es alle zwei Jahre einen feuchtfröhlichen Wiederholungskurs galt? Kennt sie die Meinung draußen auf dem Lande, wo die Frauen und Kinder und Greise monatelang alles allein zu werken hatten? In den Fabrikorten, wo der Militärdienst über Tausende wohlgeordneter Familien Verdienstlosigkeit, Armengenössigkeit gebracht hat? Das alles will nicht heißen, daß heute keiner mehr an die Grenze eilen würde; sie alle würden wieder gehen und ich damit. Aber immer und immer wieder gedankenlos das Lied von der Kraft unserer Arme herunterzuleiern, ist ebenso falsch, wie das Lied von den Bergen, wo „kein Morgen graut und keine Nacht dämmert!

Da sollen wir nun zum xten Mal, und diesmal einer Frau glauben, unsere Armee habe uns gerettet, während wir ganz genau wissen, daß es höhere Umstände, zum Teil unsere Lage, zum andern die kriegstechnische Klugheit der Mächte war. So viele Männer, wie wir an der Grenze hatten, sind im Weltkrieg oft genug in wenig Tagen umzingelt und gefangen genommen worden und das Klügste, was sie taten, war, die Waffen zu strecken, um unnützes Blutvergießen zu vermeiden. Die Wahrheit tut weh, aber deswegen darf man sie einem ganzen Volke nicht verschleiern.

Gewiß sollen die Frauen nicht den Fachleuten vorrechnen, wieviel Soldaten sie brauchen; aber es gibt Menschen, die von den Frauen das erwarteten, was die Männer im Lauf der Jahrhunderte nicht zuwege brachten: Den Schutz des Rechtes an die Stelle des Schutzes der Macht zu setzen — von höheren, allgemein menschlichen und speziflsch christlichen gar nicht zu reden. Von einem solchen höheren Standpunkt, ohne den die Welt nicht mehr genesen kann, ist leider in dem Artikel, der so viel Gelegenheit geboten hätte, von einer ganz andern Mission der doch sonst stets als Vorbild hingestellten Schweiz zu reden, nichs zu spüren; so und noch besser könnte es jeder alte Grimmbart von Oberst auch sagen. Ich habe absichtlich jeden Hinweis auf religiöse Forderungen an jedes Volk vermieden; dort lägen die besten Waffen bereit für mich, aber ich traue dem Verständnis dafür nicht allzu viel zu. Aber das muß ich bedauern und zurückweisen, daß Christus selber als Kronzeuge für Gewalttat angerufen wird. Als er die Händler aus dem Tempel warf, schützte er ein ideelles Weltgut, nicht materielle persönliche Güter. Wie er über die Verteidigung seiner selbst und gar seines Lebens dachte gegenüber ungerechter Willkür, das wollen wir lieber nicht ergründen; wir kämen sonst zu einem andern Schlusse, als ihn Frau Dr. Bleuler zieht. Es ist auch mit der Bibel wie mit den Kalendersprüchen und Fabeln, man kann auch mit ihr die größten Gegensätze „beweisen".

Vor wenig Tagen hat Lord Bradbury in einer Rede gesagt, jeder sehe die Notwendigkeit der Abrüstung ein, die Schwierigkeit liege nur noch darin, wer damit anfangen solle. Ich habe unter diese Notiz in meinem Blatte geschrieben: Helvetia, fang du an! Ich traue meinem Vaterlande diese weiterlösende Tat zu zu seinem ewigen Ruhme, so sehr liebe ich es; ich möchte ihm hundertmal lieber den ersten Schritt auf der Bahn eines wahren Aufstieges der Menschheit gönnen, als eine schlagfertige „Armee, die — wie es wiederum ein englischer General offen ausgesprochen hat, in den Augen der militärgewaltigen Nachbarn nur ein Spielzeug ist. Zu lesen in freilich nur wenigen Schweizer Zeitungen, welche den Mut hatten, das englische Urteil wenigstens weiterzugeben. Der Artikel von Frau Dr. B. gehört in die gleiche Kategorie bürgerlicher Denkart, die ich aufs tiefste bedaure, weil ich — kein Sozialist bin. Er hilft mit, die höheren Gedanken und Ziele immerfort jenen zu überlassen, die er bepöttelt und bekämpft. Während sich die Internationale wieder zusammenschweißen will, fest gewillt und es öffentlich proklamierend, es dürfe nie wieder Krieg geben; während in England und Frankreich und Deutschland große Frauenvereinigungen sich zusammentaten und ebenso fest proklamierten: Nie wieder Krieg . . . sind wir Bürgerliche schon lange wieder in unsere alte Weisheit zurückgesunken: Es gibt ja doch wieder Krieg, so lange es Menschen gibt! Man muß in Gottes Namen eine schlagfertige Armee haben; es bleibt alles beim Alten . . . Wenn dann die Internationale es anders fertig gebracht hat, ja wenn sie nur heute es wagt, größer und höher zu denken — dann ergreift mich ein Beleiden um das Bürgertum, und dann schmerzt es mich, daß eine Frau — eine Frau in ihrem Leibblatt die andern Frauen in den gleichen Pfuhl einhüllen möchte. . . .

Zur Zivildienst-Frage.

Die gegenwärtige Diskussion im Schweizer Frauenblatt wird gewiß von allen, die mit der Idee des Zivildienstes irgendwie in Verbindung stehen, mit lebhaftem Interesse begrüßt werden. Leicht wird die Lösung nicht sein, denn gerade der letzte Krieg hat uns deutlich bewiesen, wie notwendig eine wehrhafte Armee unserem Vaterlande war.

Aber wollen wir nicht die Frage auch von der andern Seite anschauen? In erster Linie müssen wir uns klar werden, wie sehr sich die Verhältnisse seit dem 1. August 1914 verändert und damit die Idee des Zivildienstes auf einen vollständig neuen Boden gestellt haben.

Die Schweizer Armee will nur verteidigen. Sie ist eine Notwehr-Armee. Wie steht es nun mit den Gefahren in dieser Richtung? Von Oesterreich wird in den nächsten Jahrzehnten eine Kriegsgefahr nicht zu erwarten sein. Italien wird sich mehrere Male besinnen bevor es eventuellen künftigen Feinden aktiral grad über die Schweizer Alpenpässe in den Rücken zu fallen versucht. Auf deutsch-französischer Seite hat sich durch die Verschiebung der Grenzen die Lage so geändert, daß ich überzeugt bin, auch hier ist die Gefahr für uns zum mindesten eine sehr verminderte.

Die schützende Macht des Völkerbundes will ich nur in bezug auf zwei Paragraphen erwähnen: die Bestimmung des Handelsboykotts gegen ein angreifendes Land und den von ihm ins Leben gerufenen Internationalen Gerichtshof im Haag, der heute weit größere Aussicht auf Erfolg hat als früher, da keine positive Macht seine Entscheide schützte.

Welcher Optimist aber würde im Falle eines direkten Angriffs auf die Schweiz zu glauben wagen, daß unser kleines Heer sich auf die Dauer gegen die jetzt übliche Methode der Kriegführung (42 Zm Geschütze, Gasangriffe, Luftbomben) behaupten könnte? Ganz abgesehen von durch für uns rasch und sicher wirkenden System der Aushungerung von seiten der Feinde?

Alle diese konkreten Aenderungen aber stehen in ihrer Wichtigkeit weit zurück hinter den tiefgreifenden Wandlungen, die der menschliche Geist seit den ersten Augusttagen 1914 durchgemacht hat. Nehmen wir nur die beiden wichtigsten, so ungeheuer für den Friedenswillen der Völker sprechenden Tatsachen: die Schaffung des Völkerbundes und die Abrüstungskonferenz in Washington. Hätte man vor dem Kriege ernsthaft über solche Möglichkeiten gesprochen, so wäre man zum mindesten ausgelacht worden. Und heute?

Sie sind geschehen, sie sind wirklich und wahrhaftig geschehen. Es ist die Gesinnung, von der Frau Staudinger schreibt, welche hinter den Kulissen gearbeitet hat. Die Gesinnung besteht, arbeitet weiter, wächst. Ich habe dies vor allem anläßlich meines kürzlichen Aufenthaltes in England beobachten können. Maud Royden, eine der bekanntesten Sprecherinnen Londons, sagt in einem ihrer Vorträge über Abrüstung:

„Mir scheint der Militarismus mehr eine Wirkung zu sein als eine Ursache. Ich war immer der Meinung, daß, wenn die Nationen gegenseitig mehr Vertrauen hätten, und mehr Vertrauen in einen Internationalen Gerichtshof wie der vom Völkerbund geschaffene, sie aufhören würden, sich zu bewaffnen, weil sie fühlen würden, daß Waffen nicht mehr nötig sind. Genau so, wie vor einigen hundert Jahren die Männer im täglichen Leben Waffen trugen und diese nach und nach zu Hause lassen konnten, weil sie nicht mehr nötig waren, weil das Vertrauen in die Gesetze und die Macht des Gerichts wuchs und so sehr ihre Gedanken und Meinungen beeinflußte, daß es tatsächlich lächerlich schien, sich mit dem Schwert Sicherheit gegen Angriffe zu geben. Wer denkt heute daran, ein Schwert mitzunehmen, wenn er einen Gang unter die Menschen tut? Und ich habe in bezug auf die ganze Frage der Rüstungen gefühlt, daß, obwohl Rüstungen zweifellos Kriege verursachen, sie doch viel mehr die Wirkung einer tiefgewurzelten Angst- und Mißtrauens-Haltung sind als die eigentliche Ursache. Ich habe gefühlt, daß, wenn wir zu den Ursachen gelangen, welche die Menschen und Nationen gegenseitig in Furcht versetzen und vorerst diese zu beseitigen suchen, wir uns nicht mehr viel um die Rüstungen den Kopf zerbrechen müssen. Diese würden ganz von selbst verschwinden.

Maud Royden hat recht. Und ich sehe gerade die Einrichtung des Zivildienstes als ein wichtiges und wirksames Mittel an, Vertrauen zu säen.

Die Idee des Zivildienstes ist noch neu und vielen deshalb unverständlich — gerade so wie vor noch nicht einem halben Jahrhundert die Idee des Frauenstimmrechts neu und unverständlich war. Eine neue Idee soll und muß geprüft werden.

Sicher möchte keiner von den Vernünftigen in den nächsten paar Jahren schon das Militär verschwinden sehen. Auch wir können die Nachteile und Schwierigkeiten, mit welchen dies verbunden wäre, beurteilen.

Aber unbedingt sollte die Schweiz unter den Staaten zu finden sein, welche ihren Bürgern die Möglichkeit geben, dem Lande zu dienen, ohne dies gegen sein Gewissen tun zu müssen.

Wollen wir denn immer und immer nur an egoistische Notwehr denken und Gefahren sehen, wo Vertrauen viel größerer Schutz wäre? Wenn die Großen nur ernstlich wollten, sie hätten uns längst geviertelt. Ich bin überzeugt, wir arbeiten viel erfolgreicher für einen dauernden Frieden, wenn wir die Gesinnungen der Menschen in friedliche Bahnen lenken helfen, als wenn wir Kanonen auftellen und Gasbomben fabrizieren. Erfahren wir es nicht hundertmal im täglichen Leben, daß Mißtrauen Trotz hervorruft, während Vertrauen sofort entwaffnet und Güte und Nachgiebigkeit weckt?

Vielleicht sind es nur Wenige, die wirklich den Zivildienst wählen werden. Wahrscheinlich sind es nur wenige. Warum sich also fürchten vor einem geschwächten Heer? Es könnten aber auch viele sein, und dann hätten wir erst recht nicht das Recht, diese zu etwas zu zwingen, das gegen ihre ganze Natur geht. Dafür sind sie, wie wir, freie Schweizer. Zur Schande wird es aber, wenn man Menschen um ihrer Menschlichkeit willen — ins Gefängnis steckt!

Die Dienstverweigerung ist eine Idee, die wächst. Unterdrücken wir sie, so wird sie heimlich weiter wachsen und dann bei einem spätern Durchbruch viel mehr Schaden und Verwirrung anrichten.

M. L. Wild.

Zur Zivildienst-Frage.

Wir lernten und lehren im Geschichtsunterricht, daß die allgemeine Wehrpflicht vom Conventsminister Carnot in der Sturm- und Notzeit der französischen Revolution zum Schutze der jungen Bürgerrepublik gegen Angriffe von außen eingeführt wurde. Es sind bald 130 Jahre seither. So rasch ist noch keine Religionslehre heilig gesprochen worden. Menschen schon, selten grad Heilige und meist mußten sie sich selber dazu machen. Es gab da so römische Kaiser mit krankhaft gesteigerten Machtgelüsten, die sich und ihre Verordnungen mit diesem schreckenden Nimbus zu umgeben wußten. Ob nicht auch jetzt in der Unantastbarkeit des Militärdienstes eine ähnliche Maskierung vorliegt? Wie sollte man sonst begreifen, daß dem maßvoll gehaltenen Vorschlag des Vereins für Frieden und Freiheit so große Opposition gemacht wird! Oder fürchten die maßgebenden Kreise, daß zu viele, nicht nur eine (nicht verächtlich gemeinte!) Handvoll Menschen dadurch dem aktiven Militärdienst entzogen werde? Wenn das mit Recht gefürchtet würde, hätten wir eine recht undemokratische Leitung, wenn sie versuchte, mit feinern und gröbern Machtmitteln einen Dienst aufrecht zu erhalten, den ein großer Teil des demokratischen Volkes nicht wollte. Und dann würde sie den Satz Hermann Hesses bestätigen: „Geld und Macht sind Erfindungen des Mißtrauens. Wer der Lebenskraft in seinem Innersten mißtraut, wem sie fehlt, der muß sie durch solche Ersatzmittel kompensieren.“ Dann hätte eine solche Leitung aber keine moralische Existenzberechtigung mehr. Oder gilt am Ende wirklich der in diesem Blatt schon angeführte Grund, daß es sich nicht lohne, für einige wenige Bürger eine eigene Organisation aufzustellen, die — man denke! — Geld kostet? Das ist schwer zu glauben.

In unserer Bundesverfassung steht unter Anrufung Gottes des Allmächtigen der Satz, daß Denk-, Glaubens- und Gewissensfreiheit gewährleistet seien. Ich kann nun nicht finden, daß das „Freiheit“ ist, einen Menschen gegen sein Gewissen zu zwingen, Waffen zu tragen und Menschen totzuschießen, die meist alles andere eher sind als Bergewaltiger, und seit Schenrers Erlaß sogar Mitbürger sein können.

Ich begreife auch nicht, warum so große Scheu besteht, irgend eine Arbeit, also eine aufbauende Tätigkeit, im Dienste der Allgemeinheit geleistet, anzunehmen. Gibt es etwa keine Notwendigkei dafür? Wie oft dachte ich in diesen Jahren an Holz- und Kohlennot, wenn ich durch unsere Bergwälder wanderte, wo Hunderte von Klaftern Holz verfaulen und ungenutz zugrunde gehen: „Da sollte ein Bataillon herkommandiert werden, daß das Holz zu Tal befördert und in den Städten als Armenholz verteilt oder meinetwegen gegen Rohkosten-Entschädigung abgegeben werden könnte.“ Warum denn nicht?

Da fällt mir aber ein zweiter Hesse-Satz ein: „der Soldat, der Feinde totschießt, gilt doch eigentlich immer für den größern Patrioten als der Bauer, der sein Land möglichst gut bebaut.“ Fügen wir noch hinzu: als der Arbeiter, der Beamte, die Hausfrau, kurz, das ganze Heer derer, die ihre Arbeitspflicht möglichst gut erfüllen.

Man sollte endlich umdenken lernen. Es ist vielleicht, leider! noch zu viel verlangt, daß man von Staatswegen und aus Religions- und Menschlichkeitsgründen das Recht der Gewissen, die sich gegen Menschentötung auflehnen, tragisch nehme; aber vielleicht wäre es höchste Zeit, endlich wenigstens die Arbeit als positiven und produktiven Volksdienst einzuschätzen, besonders in unserer Zeit, da so viel Geschreit gemacht wird von der Notwendigkeit der Vermehrung der Produktion. Der Anfang dazu ist ja gemacht. So viel ich weiß, sind Bundesräte und Postangestellte und wahrscheinlich noch andere Berufskategorien vom Aktivdienst befreit, wohl weil man ihre Leistungen auch als staatserhaltend ansieht. Warum nicht auch Wege- und Brückenbauer, Entsumpfer, Pfleger und Helfer in allen großen Nöten?

Wir lernten und lehren, welche großen Fortschritte im Jahre 1848 durch die freisinnige Partei erreicht wurden, daß in die Bundesverfassung als vierter Zweck des Bundes aufgenommen wurde: der Bund unterstützt und fördert Werke der allgemeinen Wohlfahrt. Wäre es so furchtbar schwer, diesen Satz so zu interpretieren, daß der Zivildienst bundeswürdig würde? Oder ist er am Ende gar nicht mehr drin? Man könnte es fast meinen, wenn man den Widerstand gegen den Zivildienst betrachtet.

J. S.

Ein deutsch-französischer Abend in Genf.

Genf, 29. Nov.

Es klingt so selbstverständlich, daß es fast wie ein Gemeinplatz aussieht, wenn man sagt, daß die französische und die deutsche Nation dazu berufen sind, einander zu ergänzen und ihre so verschiedenartigen Anlagen und Gaben, vereint, der Welt zugute kommen zu lassen. Es kann als logische Folgerung dieser Behauptung der Schluß gezogen werden, daß die Versöhnung und das gegenseitige Verstehen und Geben der beiden großen Nationen zur allgemeinen Abspannung zwischen den Völkern und zum endgültigen Frieden führen würde.

In diesem Sinn und zu diesem Zweck sucht die **Internationale Frauenliga für Frieden und Freiheit** stets vermittelnde Dienste zu leisten und es wurde seit Aufhören der offenen Feindseligkeiten versucht, deutsche Frauen nach Frankreich und französische Frauen nach Deutschland zu schicken, um in beiden Ländern öffentliche Versammlungen zu veranstalten. In Deutschland konnte dieser Plan schon zustande kommen, doch bisher hatte man das Unternehmen in Frankreich nicht gewagt. Heute nun spricht, zum erstenmal seit dem Krieg, eine Deutsche in Paris, in einer von dem französischen Zweig der J. F. F. F. und der Ligue des Droits de l'Homme veranstalteten öffentlichen Versammlung. Die internationale Frauenliga hat sich diese Gelegenheit nicht entgehen lassen, Frl. Lilli Jannasch auf ihrer Durchreise aufzuhalten und eine französische Freundin, Mme. Duhamel, eingeladen, zusammen mit ihr in Genf zu sprechen. Als Tochter einer elsässischen Mutter beherrscht Lilli Jannasch die französische Sprache vollkommen und stellt dazu eine feine Redegabe in den Dienst eines feurigen Glaubens an die bessern Geschicke der Menschheit. In Genf, wo sie am 21. November in der Athénée sprach, machte sie einen großen Eindruck durch das Bild, das sie vom jungen, bessern Deutschland entwarf. Sie zeigte, wie die Frauen und die Jugend in Deutschland am Werke sind, die Friedensidee zu verbreiten, und sie meint, daß diese beiden Mächte wenn sie fortfahren, sich zu entwickeln, wie sie es seit Ende des Krieges getan haben, den Sieg davontragen werden. Die Frau, welche ihren Teil an der politischen und sozialen Aufgabe zu übernehmen bereit ist, soll eine neue Verantwortlichkeit auf sich laden. Es handelt sich für sie nicht darum, sich dem Manne gleichzustellen oder ihn gar überbieten zu wollen. Es handelt sich um etwas weit Wichtigeres: dem weiblichen geistigen Wesen, welches heißt die Liebe, die gegenseitige Hilfe, zum Siege zu verhelfen. In einem Worte, es sollen die schaffenden Kräfte über die zerstörenden Mächte der Gewalt gestellt werden. Der moderne, durch die Macht geschaffene und geleitete Staat hat versagt. Wenn die großmütigen Ideen der menschlichen Elite so wenig Anklang fanden im öffentlichen Leben, so ist es dem Umstand zuzuschreiben, daß der weibliche Einfluß darin nicht galt. Zu allen Zeiten bestand die höchste Aufgabe der Frau darin, ihre eigenen geistigen Fähigkeiten zu entwickeln, die ihr dazu halfen, in der Urzeit die unzähligen Gefahren, welche die jungen Generationen bedrohten, zu überwinden. Dank den unerschöpflichen Fähigkeiten der Mutterliebe, konnte das menschliche Geschlecht allen Umstürzen und Katastrophen Stand halten. Nun bleibt zu wissen, ob der mütterliche Geist stark genug sein wird, um über seinen größten Feind, den Krieg, zu siegen. Der Krieg ist die gekreuzigte Mutterschaft.

In Deutschland ist der Kampf vorerst von der **Internationalen Frauenliga für Frieden und Freiheit** aufgenommen worden. Auch an den innern Konflikten hat sich die deutsche Liga beteiligt, indem sie in der Zeit der Revolution und des Bürgerkrieges, zwischen den streitenden Parteien zu vermitteln sich anbot, was ihr zuweilen gelang. In Jena ist es ihr auch geglückt, die kommunistischen Truppen zu veranlassen, die Waffen abzulegen und ins Gemeindehaus abzuliefern, nachdem die andere Partei sich verpflichtet hatte, dasselbe zu tun. So wurde durch das energische Eingreifen der Frauen das Blutvergießen vermieden.

Die internationale Frauenliga in Deutschland arbeitet auch gemeinschaftlich mit den Lehrer- und Jugendorganisationen, und es ist viel zu hoffen von dieser dreifachen Verbindung der Friedensarbeit: Militär, Lehrerschaft, Jugend.

Der Vortrag von Lilli Jannasch, der auf das Genfer Publikum eine große Wirkung zu machen schien, war wundervoll eingerahmt von den schönsten Gedichten gegen den Krieg, welche unsere unglückselige Epoche ergangt hat, vorgetragen von Mme. Albane-Duhamel. Die wundervolle Schauspielerin — sie wirkt im Theatre du Vieux Colombier in Paris, einem Theater, das sich zur Aufgabe stellt, dem mehr oder weniger schlechten Geschmacke des Tages nicht zu huldigen und nur ächt künstlerische Schauspiele aufzuführen — ist die Frau des berühmten Schriftstellers Georges Duhamel. Und es war einer der stärksten Eindrücke, den ich je erlebt habe, als die feine Künstlerin das Gedicht ihres Mannes vortrug: la mort de Florentin Prunier. Es wird darin geschildert, wie ein im Krieg Verwundeter im Spital nicht sterben kann, weil seine Mutter bei ihm wacht und ihn in die ewige Ruhe, nach welcher er sich sehnt, nicht gehen läßt. Doch die alte Frau, erschöpft von so vielen Tag- und Nachtwachen, schlummert einen Augenblick ein, und der arme Junge benutzt die paar Minuten, da die Mutter den Tod nicht zurückhält, um auf ewig einzuschlafen. Auch das ergreifende Gedicht von René Arcos, worin geschildert wird, wie die Toten alle unter der Erde ruhen, aneinander gedrängt, ohne Haß und ohne Fahne, dieselbe höchste Niederlage sühnend, und andere Gedichte von jungen französischen Dichtern, Chennevières, Luc Durtain, Jouve und andere, trug Mme. Duhamel vor. Am Anfang des Abends hatten sich die Französin und die Deutsche auf dem Podium herzlich die Hand gedrückt, und die Stimme der Dichterin ergänzte den Vortrag der Andern und ließ den Abend in einer vollkommenen Harmonie ausklingen, die auf alle Zuhörer erschütternd und erhebend wirkte.

Marguerite Gobat.

—o—

Die Friedensbewegung.

Ein Handbuch der Weltfriedensströmungen der Gegenwart. Verlag E. A. Schweitschke u. Sohn, Berlin.

Das Wertvolle an der Sammlung von Studien über den Friedensgedanken und Völkerverständigung ist die Mitarbeit der geistigen Vertreter nahezu aller Kulturnationen. Die kurzen Impressionen der pazifistisch gesinnten Männer und Frauen Europas, Asiens, Amerikas und Australiens sind von doppeltem Interesse, weil sie aufzeigen, wie eng die pazifistische Weltanschauung mit den Problemen der inneren und äußeren Politik eines jeden Landes verknüpft, wie sie zudem von dem ethischen Bewußtsein der geistig führenden Menschen nicht zu trennen ist.

Es liegt in den Erfahrungen der gegenwärtigen Zeit begründet, daß die grauenvolle Wirklichkeit des letzten Krieges und anderseits seine verhängnisvollen Folgen an wissenschaftlichem und sozialem Elend dem Gedanken der Verständigung zwischen Völkern und Menschen weitere Anhänger gewann. Wenn Rudolf Goldscheid (Wien) die Friedensfrage ein „Finanzproblem“ und den Pazifismus „das natürliche Produkt vertiefter ökonomischer Selbstbesinnung“ nennt, so trifft er damit den Kernpunkt einer Frage, wie sie die heutigen Zeitverhältnisse der meisten Länder sehr nachdrücklich, mit allen denkbaren Variationen, aufrollen.

So betont auch der englische Wirtschaftspolitiker Norman Angell, daß das Wirtschaftsleben der gesamten Welt auf einem Internationalismus aufgebaut und die Beziehungen der Staaten zu einander auf einer Grundlage von Recht, Gesetz oder Vertrag beruhen müssen. Bezeichnend für die Stellung der französischen Pazifisten sind die Ausführungen von Prof. Allard (Paris), der den Abbau der militaristischen Einstellung der französischen Republik von der Entwicklung der Demokratie in Deutschland abhängig macht.

Dr. Helene Stöcker, die auf dem Gebiete der Sexualreform bahnbrechend wirkte, widmet ein interessantes Kapitel der „Kriegsdienstverweigerung“ und hat eine beachtenswerte Statistik der Kriegsdienstverweigerer und ihrer Schicksale in England, Amerika und andern Ländern aufgestellt, deren Prinzipien in dem Gelöbnis „Nie mehr Krieg“ auch von anderen international pazifistischen Verbänden aufgenommen wurden.

Das Sammelwerk, in dem Stimmen und Anschauungen von Menschen der verschiedensten Lebenskreise, Berufe und Nationen zum Ausdruck kommen und in eine gemeinsame Forderung ausmünden, verdient Beachtung auch in den Kreisen, die unbewußt oder in Verkennung ihrer Wichtigkeit, den internationalen Fragen bisher fern blieben.

B. E.

—o—

Basler Hausfrauenvereinigung.

Die Gründung eines Hausfrauenvereins wurde im Herbst 1919 von der Frauenzentrale Basel angeregt und in einer im Dezember desselben Jahres stattfindenden Versammlung als Subkommission der Frauenzentrale beschlossen. Es war dies eigentlich 2 bis 3 Jahre zu spät, da die äußere Veranlassung dazu, nämlich Kriegszeit und Rationierung einen Zusammenschluß nicht mehr so sichtbar und dringlich erscheinen ließ.

In der konstituierenden Versammlung im Juni 1920 und in den ersten Mitgliederversammlungen zeigte sich deutlich, daß die meisten den Hausfrauenberuf nur im Hinblick auf die Dienstbotenfrage auffaßten und bloß aus diesem Grunde einen Zusammenschluß wünschten. Ein Glück war es, daß dem Verein im Lauf der Zeit manche Mitglieder beitraten, die höchstens ein oder kein Dienstmädchen haben, so daß diese Frage etwas in den Hintergrund treten konnte. Die Notwendigkeit, uns in erster Linie der Dienstbotenfrage zuzuwenden, ergab sich aus dem Gesuch des neutralen Dienstbotenvereins, gemeinsam mit ihm und den „Freundinnen junger Mädchen“ Richtlinien für die häuslichen Dienstboten auszuarbeiten. Diese Richtlinien sind im Entwurf seit dem Frühjahr 1921 fertig, konnten bis jetzt aber dem Druck nicht übergeben werden, da wir zuerst den Entscheid des Großen Rates über das Ruhetagsgesetz abwarten mußten.

Durch eine mit zahlreichen Frauenvereinen unternommene Eingabe an den Großen Rat suchten wir in dieser Angelegenheit praktisch zu wirken, hatten aber nicht den gewünschten Erfolg.

Es hielt ziemlich schwer, das Interesse unserer Hausfrauen von dem Dienstboten- und Kinderhausthema loszureißen und andern Fragen, die unseres Erachtens ebenso sehr oder noch mehr zum Hausfrauenberuf gehören, zuzuwenden. So waren auch die ersten Versammlungen, die sich mit Schulfragen beschäftigten, etwas schwach besucht. Wir hörten von der Erziehung des Kindes im Kindergarten, den jetzt bestehenden Schulen im Hinblick auf das kommende neue Schulgesetz, von der gestaltenden Methode des Handarbeitsunterrichts, von den Bildungsmöglichkeiten für Frauen und Töchter an der Frauenarbeitsschule, und von der im Entwurf vorliegenden obligatorischen, hauswirtschaftlichen Fortbildungsschule für Mädchen.

Das handgreiflich praktische Resultat eines dieser Vorträge war, daß in einem Stückelkurs, der 2 bis 3 Abende in Anspruch nahm, wir Mütter die zerrissenen Knie und Fersen an den Strümpfen unserer Kinder kunstgerecht wiederherstellen lernten.

Zum Thema Erziehungs- und Schulfragen gehörte auch unsere Eingabe an den Regierungsrat betr. das neue Pensum der Primarschule. Seitdem diesen Frühling die Kirche den Religionsunterricht in der Schule übernommen hat, haben unsere Erstklässler durchschnittlich einmal, die Größeren sogar zweimal Unterricht bis 5 Uhr. Wir richteten daher ein von zahlreichen Elternunterschriften unterstütztes Gesuch an den Regierungsrat, bei der definitiven Regelung dafür besorgt zu sein, daß das normale Pensum (8—12 und 2—4 Uhr; Mittwoch und Samstag nachmittags frei) eingehalten werde. Die Antwort des Regierungsrates vertröstet uns auf das neue Schuljahr 1923.

Eine dritte, an die Inspektion der Frauenarbeitsschule gerichtete Eingabe bemühte sich um die Vermehrung der Abendkurse, welchem Wunsche aber einstweilen wegen Platz- und Finanzmangel nicht entsprochen werden kann.

Wenn auch die Zahl der für solche Fragen sich interessierenden Mütter immer noch klein ist, so verriet doch die oft sehr rege Diskussion ein erfreuliches Interesse an Erziehungsfragen. Besser besucht waren natürlich die Vorträge vorwiegend hauswirtschaftlichen Inhalts. Wir hörten solche über die Sparmaßnahmen im Haushalt, über die Restverwertung in der Küche, über die Ernährung in gesunden und kranken Tagen. Am lebenden Modell wurde uns die Herstellung von Kinderkleidern gezeigt, und viele hübsche Schnittmuster wurden uns überlassen.

In einem Vortrag: „Die Frau als Konsumentin“ wurde die Genossenschaftsfrage aufgeworfen, der Konsumverein angegriffen und verteidigt und hoffentlich der Kern der Genossenschaftsidee, wenn auch nicht vollständig erfaßt, so doch gefühlt.

Nun hat auch die diesjährige Winterarbeit unseres Vereins wieder eingesetzt. Wir hörten einen höchst interessanten und warmherzigen Vortrag über „Haushaltungsbudget“ und werden noch vor Weihnachten in einem Vortrag vernehmen, was wir Frauen „vom Gelde“ wissen müssen. Außerdem hoffen wir auch praktisch etwas über die Anfertigung von Bubenhosen zu hören und zu sehen; auch werden wir orientiert über unsere Möbel, deren Aufstellung und Behandlung.

Bis zum Januar 1922 ist die Hausfrauenvereinigung Basel eine Subkommission der Frauenzentrale geblieben. Sie ist dieser für ihre moralische und finanzielle Unterstützung stets dankbar. Da aber die Freude am eigenen Werden nur mit der Verantwortung wächst, so beschloß die Vereinigung ihre Selbstständigung im Vertrauen nicht auf die Einzahlung des kleinen Fahresbeitrages, sondern vornehmlich auf die Mitarbeit jedes einzelnen Mitgliedes.

G. M.-K.